Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Erzählungen]

Visual Library

Ein Mann an Bord

Einer wahren Begebenheit nacherzählt von Werner Granville Schmidt

Lautlose Stille herrschte in dem großen Sitzungssaal, als der Vorsitzende des Seeamts zu Amsterdam sich erhob und mit gleichmäßiger Stimme den Urteilsspruch verlas:

„Der Kapitän Klas van Gogh wird für schuldig befunden, durch fahrlässige Navigierung den Totalverlust des Dampfers Brabant verursacht zu haben Dem Angeklagten wird daher die Befugnis zur Ausübung des Kapitängewerbes entzogen. Nur in Anbetracht des Umstandes, daß er vor der Strandung seines Schiffes ununterbrochen sechsunddreißig Stunden auf der Brücke gestanden hat, wird ihm die Erlaubnis zur Ausübung des Steuermannsgewerbes belassen und ihm anheimgestellt, sich in einem Jahr wiederum um den Befähigungsnachweis zum Schiffer auf großer Fahrt zu bewerben. Das Seeamt glaubte, Milde walten zu lassen, weil Kapitän van Gogh sich vor dem Unfall stets als ein erfahrener und umsichtiger Schiffsführer erwiesen hat und weil er durch die dauernde Entziehung des Kapitänspatents hart genug bestraft erscheint. Die Kosten des Verfahrens fallen dem Angeklagten zur Last.“

Kapitän van Gogh hatte das Urteil stehend angehört. Kein Muskel zuckte in seinem wettergebräunten Gesicht; nur seine blauen Augen irrten in bänglicher Frage über die Bankreihen, bis sie auf dem Gesicht einer jungen Frau hafteten blieben.

Diese junge Frau, die augenscheinlich in gesegneten Umständen war, hielt ihr Taschentuch gegen die Augen gepreßt; aber gleichsam, als ob sie den auf ihr ruhenden Blick fühlte, ließ sie das Tuch sinken und hob die geröteten Lider.

Sekunden ruhten ihre Blicke ineinander; dann ging es wie ein Ruck durch den zarten Körper der Frau, und ihr Gesicht zwang sich zu einem aufmunternden Lächeln.

Klas van Goghs Brust hob sich unter einem befreienden Aufatmen. Am meisten hatte ihm vor dem Gedanken gegraut, wie seine kleine Frau sich mit dem Urteil abfinden würde.

Er war schließlich ein Mann von robuster Gesundheit und optimistischer Gemütsveranlagung; aber ihrem Zustand konnte jede Aufregung gefährlich werden.

Daß sie sich so tapfer bezwang, ließ ihn das Unglück leichter ertragen.

Draußen auf dem Vorraum traf er mit seiner Frau zusammmen.

Statt aller klagenden Worte preßte sie mitfühlend seine Hand und hing sich in seinen Arm.

Schweigend gingen sie, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, dichtaneinandergeschmiegt, am Hafen entlang.

In Klas van Goghs Augen spiegelte sich sinnender Ernst.

Er gedachte der Tragödie, deren letzter Akt sich heute vor dem Seeamt abgespielt hatte, und der damit endete, daß man ihm die Befähigung zur Führung eines Schiffes absprach.

Ein bitteres Gefühl quoll in ihm empor, und zwei scharfe Falten gruben sich zwischen seine Brauen.

Die junge Frau beobachtete ihn verstohlen von der Seite. Ihre Hand streichelte in scheuer Zärtlichkeit seinen Arm.

„Klas, verzage nicht! — Es wird alles wieder gut werden.“

Er nickte krampfhaft, und seine Stirn glättete sich.

Ihr Trost war ja so gut gemeint; aber er half doch nicht über die Tatsache hinweg, daß er brotlos geworden war; denn selbst als Steuermann würde ihn wohl keine Schiffsgesellschaft einstellen. Dennoch wirkte ihr Zuspruch beruhigend. Wie hatte auch alles so kommen können? — Vor vier Monaten hatte er noch als Kapitän auf der Brücke des Dreitausendtonnen-Dampfers Brabant gestanden, der sich auf der Heimreise von Neuyork nach Amsterdam befand. Im Englischen Kanal waren sie von einem schweren Südweststurm überrascht worden. Sechsunddreißig Stunden hatte er ununterbrochen auf der Brücke gestanden; dann, als die Müdigkeit ihn zu übermannen drohte, hatte er sich im Kartenhaus auf dem Ruhebett niedergelegt, um einige Stunden der Ruhe zu pflegen.

Als der Steuermann ihn aufrüttelte und meldete, daß an Backbord voraus ein Feuer in Sicht kam, hatte er, noch unter der Wirkung der körperlichen und seelischen Abspannung, das Feuer mit einem anderen verwechselt, und dieser verhängnisvolle Irrtum sollte dem Damp-

ser zum Verderben werden. Unter den Kreidefelsen von Dover, dort, wo die Ueberreste des stolzen Fünfmasters Preußen ruhten, lief die Brabant auf die Klippen und ging total verloren.

Nur das nackte Leben vermochte die Mannschaft zu retten; aber — und das war ein Trost im Unglück — kein Menschenleben war zu beklagen.

Monate bänglichen Wartens vergingen, bis heute endlich das Urteil gesprochen war.

Aufseufzend senkte Klas van Gogh das Haupt. Den grauen Zukunftsbildern vermochte auch seine starke Hoffnung nicht standzuhalten.

Die junge Frau ahnte, was in ihm vorging. Sie brachte hundert Gründe vor, um ihm einen Trost zu spenden, an den sie selbst nicht glaubte.

Als sie bei ihrem kleinen Häuschen an der Plein-Gracht ankamen, das so freundlich in der Sonne lag, zog er seine Frau, wie in einem schmerzlichen Zusammenzucken, noch fester an sich.

Ihn hatte plötzlich der Gedanke gepackt, daß man ihm auch noch das Haus nehmen konnte, wenn er in Not und Schulden geriet.

— — Und schwere Wochen sollten noch kommen für Klas van Gogh.

Wohin er sich immer wandte, er fand wohl höfliche Worte und Vertröstungen; aber keine Stellung.

Es liefen ja so viele arbeitslose Steuerleute in Amsterdam herum, da war man um einen Seemann, der sein Schiff durch eigene Schuld verloren hatte, nicht verlegen.

Eines Tages holte Klas van Gogh seine letzten Gulden von der Bank.

„Wenn die verzehrt sind, muß ich betteln gehn," sagte er bitter zu seiner Frau. „Gerade jetzt, wo du dein erstes Kindchen erwartest, hätte ich dich besondes umsorgen mögen — und nun reicht es kaum mehr zu einem Bissen Brot."

Sie sah die dumpfe Verzweiflung in seinen Augen und verbiß tapfer die emporquellenden Tränen.

„Klas, verliere nicht den Mut. — So kenne ich dich ja gar nicht."

Er zuckte die Schultern und blickte an ihr vorüber zum Fenster hinaus.

Am nächsten Morgen begann die entnervende Arbeitssuche aufs neue. Abends kam er seltsam erregt zurück.

Seine Frau merkte, daß er etwas Besonderes auf dem Herzen hatte; denn die letzte Zeit war er mürrisch und verschlossen geworden.

Während sie beim kärglichen Abendbrot saßen, fing er plötzlich lebhaft an zu sprechen, als wollte er etwaige Einwendungen im Keim ersticken.

„Grete, ich weiß jetzt, was ich zu tun habe. Hier finde ich doch in absehbarer Zeit keine Arbeit; aber in Amerika sind Seeleute gesucht. In Newyork kommen die Heuerbaase an Bord, um unsere Leute zum Desertieren und zum Anmustern auf Yankee-Schiffen zu verleiten. Ich fahre nach drüben und versuche mein Glück. Als Steuermann werde ich ohne amerikanisches Patent keine Heuer bekommen; aber als Bootsmann oder Matrose verdient man drüben soviel wie hier die Schiffsoffiziere. Ich schicke dir regelmäßig Geld, und nach einem Jahr komme ich zurück und suche wieder um meinen Befähigungsnachweis nach."

Die junge Frau saß vor Schreck wie versteinert. Sein unerwarteter Entschluß traf sie wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel.

„Und ich?" forschte sie endlich mit zuckendem Mund, nicht fähig, die perlenden Tränen zu hemmen. „Soll ich allein sein, wenn meine Stunde kommt?"

Seine Züge verhärteten sich, und seine Hände hoben sich in nervöser Abwehr.

„Du läßt, wenn es so weit ist, deine Schwester aus Utrecht kommen. Ich verdiene dann ja genug, und wo eines satt wird, werden auch zwei satt.

Eine letzte Einwendung wagte sie noch.

„Woher willst du denn das Geld zur Ueberfahrt nehmen? Du mußt es dir doch borgen; und für die zweihundert Gulden, die die Ueberfahrt kostet, können wir ein Vierteljahr leben, wenn wir uns einschränken. Sieh, dann wäre ich nicht allein — und Arbeit wirst du in der Zeit auch finden."

Klas van Gogh senkte unwillkürlich die Stimme. „Ich brauche kein Bargeld, Greta. Uebermorgen geht die Modderfontein von meiner Reederei nach Newyork in See. Der Proviantmeister an Bord ist ein Schulfreund von mir, und er hat mir angeboten, mich hinüberzuschmuggeln. Die zehn Tage die wir auf See sind, versteckt er mich im Lebensmittellager. Es ist gar kein Risiko dabei; aber uns ist geholfen."

Die junge Frau musterte ihn mit sorgenvollen Blicken

„Klas, es ist mir gar nicht recht, daß du dich mit solch gesetzwidrigen Sachen befaßt. Wenn sie dich an Bord entdecken, und es heißt dann: „der Kapitän Klas van Gogh hat sich als blinder Mitfahrer eingeschlichen„ — dann bist du für immer bei den Amsterdamer Redereien fertig."

Van Gogh sprang auf und schritt erregt im Zimmer hin und her.

„Greta, mein Entschluß ist felsenfest. Ich kann nicht hier bleiben und mit ansehen, wie wir immer tiefer ins Elend geraten. — Lieber ein Ende mit Schrecken! — Wenn du mich wirklich lieb hast, versuche nicht, mich anderen Sinnes zu machen. Sei auch diesmal meine kleine, tapfere Frau!"

An einem Samstag, um Mitternacht, warf die Modderfontein los und wandte ihren Kurs nach dem fernen Amerika.

Laut der Musterrolle befand sich, einschließlich des Kapitäns und der Offiziere, eine Besatzung von 35 Mann an Bord.

Von dem sechsunddreißigsten Menschen an Bord, dem Kapitän Klas van Gogh, wußte nur der Proviantmeister.

Unten im Lebensmittelraum war zwischen den Stapeln von Mehl- und Zuckersäcken, den Fässern und Kisten mit Salzfleisch und Hülsenfrüchten eine künstliche Höhlung geschaffen, gerade groß genug, daß sich ein erwachsener Mensch dort sitzend oder liegend verbergen konnte.

Hier hatte Klas van Gogh für die nächsten zehn Tage sein Quartier aufgeschlagen.

Eine Entdeckung war kaum zu befürchten, denn außer dem Proviantmeister hatte niemand etwas in diesem Raum zu suchen.

Angenehm war der Aufenthalt in der engen, dumpfen Höhlung nicht zu nennen; aber er war immer noch erträglicher als ein Versteck im Kohlenraum, im Lüftschacht oder Rettungsboot, die doch auch mit Vorliebe von blinden Mitfahrern aufgesucht werden.

Nur bei schwerem Seegang konnte die Sache brenzlich werden, weil die Gefahr bestand, daß sich die Kisten und Säcke verschoben oder zusammenfielen.

Aber Klas van Gogh vertraute auf seinen guten Stern und auf die Abschiedsworte seiner Frau: „Ich werde jede Nacht für dich beten, daß du recht bald gesund zu mir zurückkommst. Wenn doch nur ein Wunder geschähe, daß du in meiner schweren Stunde bei mir bist."

Da hatte er geantwortet — und er wußte selbst nicht, wie ihm die Worte vom Mund kamen: „Kleine Greta, bei Gott ist kein Ding unmöglich!" Daran dachte Klas van Gogh jetzt auch, als er in seinem Versteck lag und zu schlafen versuchte.

Plötzlich tauchten an Steuerbord die Umrisse eines Dampfers auf, der sich der Modderfontein näherte

Der tagende Morgen fand die Modderfontein auf der Nordsee, die sich dem Schiff von der schlechtesten Seite zeigte. Zwar die See war ruhig; aber dafür stellte sich ein größerer Feind der Schiffahrt ein: der Nebel.

Wie eine wogende, graue Wand umhüllte er den Dampfer und verhinderte jede Fernsicht.

Kapitän und Offiziere hatten schwere Stunden. Trotzdem man die Maschine nur noch halbe Kraft laufen ließ, war die Gefahr eines Zusammenstoßes riesengroß. Die Nordsee war ein Hauptschiffahrtsweg: bald an Backbord, bald an Steuerbord hörte man die Sirenen- und Glockensignale mitgehender oder entgegenkommender Dampfer oder Segler.

Der zweite Offizier zog alle zwei Minuten an der Leine und ließ die Dampfsirene ihren Warnungsruf heulen.

Plötzlich tauchten an Steuerbord die Umrisse eines Dampfers auf, der sich der Modderfontein mit großer Fahrt näherte.

Eine unbeschreibliche Verwirrung entstand auf beiden Schiffen.

Ehe noch Kapitän Wondsma, der Führer der Modderfontein, in diesem kritischen Augenblick den Hebel des Maschinentelegraphen auf „Volle Kraft rückwärts!“ reißen konnte, bohrte sich der Bug des Gegendampfers — es handelte sich um den englischen Kohlendampfer Buckaneer — mittschiffs, dicht hinter der Kommandobrücke, in die Seite der Modderfontein.

Unter fürchterlichem Krachen barsten die Platten, bogen sich die Spanten wie dünne Drähte.

Jeder rechnete damit, daß die Modderfontein in wenigen Minuten, sowie sie von der Buckaneer freikam, wegsinken würde.

Höchste Eile schien geboten, und die ganze Besatzung der Modderfontein kletterte auf den Engländer über.

Sowie der letzte Mann gerettet war — es war Kapitän Wondsma — ließ der englische Schiffsführer die Schraube rückwärts arbeiten.

Nach einigen Versuchen gelang es denn auch, den Bug der Buckaneer aus dem Gewirr verbogener Platten und Spanten freizubekommen. Eine sofortige Lenzpeilung ergab, daß der Kohlendampfer, dem der Vorsteven gebrochen und der Bug eingedrückt war, kein Wasser machte. An der Reling stand die Besatzung der Modderfontein, um einen letzten Blick auf das dem Tode geweihte Schiff zu werfen.

Wer aber beschreibt ihr peinliches Erstaunen, das sich bei dem Kapitän und seinen Offizieren zu einem lähmenden Entsetzen steigerte, als die Modderfontein, nicht wie allgemein erwartet wurde, in den Fluten versank, sondern Fahrt machte und gleich darauf im Nebel verschwand. Nur zu bald sollte sich des Rätsels Lösung finden.

In der ersten Bestürzung hatte auch das Maschinenpersonal fluchtartig den Maschinenraum verlassen und Rettung auf der Buckaneer gesucht.

So panisch war der Schrecken, der alle ergriffen hatte, daß der verantwortliche Maschinist vergaß, die Feuer herausreißen zu lassen und die Maschine zu stoppen.

Anscheinend reichte das Leck der Modderfontein nicht bis unter die Wasserlinie, und da ruhige See war, hielt sie sich schwimmend.

Sie, die dem Untergang geweiht schien, sauste nun, ohne Besatzung und steuerlos, eine fürchterliche Gefahr für die andern Schiffe, mit halber Kraft in die Nebelbank hinein.

Fünf Minuten nach dem Verschwinden des Dampfers krachte ein Schuß an Deck des Kohlendampfers.

Der zweite Maschinist der Modderfontein, auf dessen Konto diese in der Geschichte der Schiffahrt bisher unerhörte Vernachlässigung seiner Obliegenheiten kam, hatte seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende bereitet.

Klas van Gogh hatte noch geschlafen, als der Zusammenstoß erfolgte. Wie anders sollte er sich auch die Zeit in seinem halbdunklen, freiwilligen Gefängnis vertreiben?

Durch den Anprall gerieten die bis unter die Decke gestapelten Kollis ins Stürzen. Einige fielen gegen die Türe und sprengten das Schloß. Klas van Gogh fand sich völlig eingezwängt. Erst nach halbstündigem Bemühen gelang es ihm, sich aus seiner gefährlichen Lage zu befreien.

Außer einer schmerzhaften Schulterquetschung und verschiedenen Hautabschürfungen war er ohne sonderlichen Schaden davongekommen.

Noch ganz benommen setzte er sich auf eine Kiste und überdachte seine Lage.

Zweiffellos war es ihm, daß die Modderfontein mit einem andern Schiff zusammengestoßen war. Schwerer Art schienen die erlittenen Kollissionsschäden aber nicht zu sein, da sie, wie er am Arbeiten der Maschine hörte, noch in Fahrt war.

Falls irgendwelche Gefahr für das Leben der Besatzung drohte, hätte sich auch wohl der Proviantmeister blicken lassen, um ihn herauszulassen; denn er mußte ja annehmen, daß der Proviantraum abgeschlossen war.

Dennoch rechnete van Gogh mit dem Scheitern seines Plans. Es war höchstwahrscheinlich, daß die Moderfontein den nächsten Hafen anlief oder nach Amsterdam zurückkehrte, um die erlittenen Beschädigungen im Dock auszubessern. Das bedeutete eine Verzögerung der Ausreise um Wochen oder gar um Monate und den Zusammenbruch all seiner Hoffnungen.

Wenn sich nur der Proviantmeister einmal sehen ließ. damit man wußte, wie sich der Unfall abgespielt hatte und wohin jetzt die Fahrt ging. Klas van Gogh zog seine Uhr zu Rat. Um diese Zeit wollte der Proviantmeister, ihrer Verabredung gemäß, den Morgenkaffee mit Zubrot bringen. Van Gogh lauschte nervös auf jedes Geräusch, bereit, sich hinter den Säcken zu verbergen, sowie sich Schritte näherten. Es konnte ja sein, daß gegen den Willen des

Proviantmeisters Leute der Besatzung kamen, um hier unten nach Saschäden zu suchen. Die gesprengte Türe gestattete ja jedem den Eintritt.

Als eine weitere halbe Stunde verstrich, ohne daß sich der Proviantmeister blicken ließ, vermochte van Gogh die zehrende Ungeduld nicht länger zu zügeln.

Wenigstens bis an den Decksausgang wollte er sich pürschen, um sich über den Kurs des Schiffes zu unterrichten.

In der Nähe des Proviantraumes führte eine Treppe an Deck.

Schritt für Schritt klomm van Gogh nach oben, bei jeder neuen Stufe horchend stehen bleibend, damit er nicht unversehens einem Mitglied der Besatzung in die Arme lief.

Aber keine Menschenseele ließ sich blicken.

Als van Gogh die Deckstüre öffnete, schlug ihm die feuchtkalte Nebelluft entgegen.

Enttäuscht zerbiß er einen Fluch zwischen den Zähnen. Die wallenden Nebelmassen machten jede Orientierung unmöglich.

Vorsichtig schob er den Kopf weiter vor, um zu sehen, wer gerade auf der Brücke stand.

Er stutzte — blinzelte mit den Augen — blickte schärfer hin — —

Es mußte doch eine Sinnestäuschung sein, daß da niemand auf der Brücke war; — kein Kapitän — kein Offizier — kein Rudersmann. Ein Schiff ohne jede Aufsicht in Fahrt — so etwas war doch auf See einfach unmöglich!

Er fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wollte er ein Trugbild fortscheuchen, das ihn äffte; — aber die Brücke war und blieb leer.

Ein unbehagliches Erschauern durchrann seinen Körper.

Seine Augen sahen etwas, was sein Hirn nicht fassen konnte. Minuten kämpfte er mit sich; dann warf er alle Scheu beiseite, überquerte hastigen Schrittes das Deck und stieg die Treppe zur Brücke empor; Er mußte Gewißheit haben, was hier an Bord vorging.

Das Ruder war unbesetzt; der Maschinentelegraph stand auf „halbe Kraft"; der Dampfer raste in den Nebel hinein — und kein Mensch war rings zu sehen.

Mit einem Blick hatte er das alles in sich aufgenommen. Fieberhaft arbeitete sein Gehirn, und seine anfängliche Verwunderung wich einer kalten Enschlossenheit.

Vor allem mußte diesem steuerlosen Dahinrasen sofort Einhalt geboten werden, oder der Dampfer konnte schon im nächsten Augenblick ein anderes Schiff überrennen.

Van Gogh gab mit dem Telegraph das Signal „Achtung!" nach unten und darauf das Zeichen „Halt!"

Mit unverminderter Schnelligkeit setzte die Modderfontein ihren Kurs fort.

Klas van Gogh spürte, wie sich eine bleierne Schwere in seine Knie senkte. Er sah sich etwas Unbegreiflichem gegenüber; denn auch jetzt noch dämmerte ihm nicht die volle Wahrheit.

Wie gehetzt lief er zum Maschinenraum, um die Maschinisten aus ihrem Dornröschenschlaf aufzurütteln.

Die blinkenden Kolben und Schwungräder stampften, schwangen und rotierten im steten Gleichtakt — alles wie sonst — aber soviel er auch rief und umherspähte, — niemand antwortete — nirgends ein menschliches Wesen zu sehen.

Da erst fiel es ihm jäh wie Schuppen von den Augen, und seine Zähne gruben sich in die Unterlippe, bis ein paar Blutstropfen hervorsprangen. Also das war es! Sie hatten das Schiff feige, in übereilter Flucht verlassen. Nicht einmal die Maschine abzustellen — das war einzig dastehend. Und der Proviantmeister, der sich so gern den „guten Freund" schelten ließ, hatte in der Sorge um sein kostbares Leben ganz vergessen, daß da unten im Proviantraum ein Mensch eingeschlossen saß.

Klas van Gogh schluckte, als hätte er einen bitteren Geschmack herunterzuwürgen.

So waren sie, die Menschen. Kaltherzige Egoisten, wenn es um das liebe Selbst ging.

Deretwegen hätte er jetzt mit der Modderfontein auf dem Grund der Nordsee liegen können.

Na, diesmal war es noch gut gegangen. Das Schiff schwamm, und durch ein Wunder war sein Gefängnis geöffnet.

Tausend Energien blitzten in seinen blauen Augen auf. Er wollte der Mann sein, den die Stunde erforderte.

Kurzerhand stoppte er die Maschine und eilte wieder zur Brücke hinauf. Bis das Wetter aufklärte und ihm die Möglichkeit gab, den genauen Schiffsort zu bestimmen, mußte er das Schiff treiben lassen.

Alle paar Minuten gab er einen langen Ton mit der Dampfsirene, um in der Nähe befindliche Schiffe zu warnen,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Eine Stunde verging, dann zerteilte sich plötzlich der Nebel, und die Sonne brach siegreich aus dem Gewölk.

Ganz in der Ferne erhob sich die Küste über dem Meer.

Klas van Gogh griff zum Glas und studierte die flache Küstenformation. Kein Zweifel, auf Grund der gesichteten Landmarken ergab sich, daß die Modderfontein auf der Höhe von Hoek van Holland lag.

Dort draußen, vor der Mündung der Lek, lauerten immer einige Hochseeschlepper auf lohnenden Verdienst.

Alles kam nun darauf an, daß die Feuer solange Dampf hielten, bis er Hoek van Holland erreicht hatte; denn wenn er sich eher ins Schlepptau nehmen ließ und der Schlepperkapitän merkte, daß er der einzige Mann an Bord war, konnte er die Einbugsierung womöglich als „Bergung aus Seenot" auslegen.

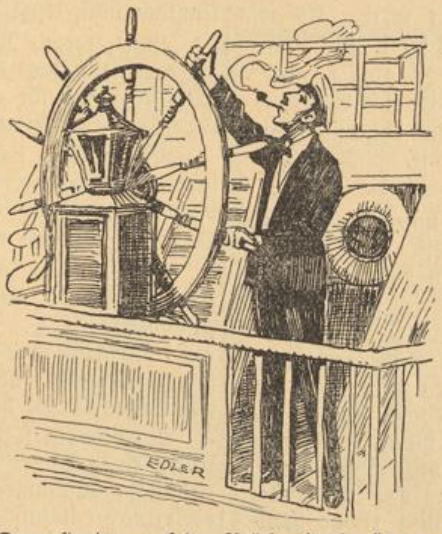
Aber Klas van Gogh wollte nicht nur die verloren gegebene Modderfontein glücklich in den Hafen bringen; sondern nun setzte er auch seinen Ehrgeiz daran, dem Reeder der Modderfontein unnütze Bergungskosten zu ersparen.

Ein wilder Triumph durchflammte ihn.

Wie sie wohl staunten, wenn er den wertvollen Dampfer mit seiner kostbaren Ladung binnenbrachte; — er, Klas van Gogh, dem man die Befähigung zur Führung eines Schiffes öffentlich abgesprochen hatte! In gehobener Stimmung stieg er in den Maschinenraum, warf ein Dutzend Schaufeln Kohlen in die Feuerlöcher und stellte die Maschine auf „Langsam."

Mit drei Knoten Fahrt voraus konnte er den Dampfer noch gut unter Steuer halten.

Dann stand er auf der Brücke, stopfte sich eine Shagpfeife und gab, je nach Bedarf, ein paar Speichen Backbord oder Steuerbord.



Dann stand er auf der Brücke, stopfte sich eine Shagpfeife und gab, je nach Bedarf, ein paar Speichen Backbord oder Steuerbord

Zwischendurch dachte er an das überraschte Gesicht seiner kleinen Frau, wenn er nun, wie aus den Wolken gefallen, wieder vor ihr stehen würde, und er gestand sich, daß er sich noch niemals so glücklich gefühlt hatte als in diesem Augenblick, da er die Modderfontein, die sozusagen schon aus dem Schiffsregister gestrichen war, mit sicherer Hand in den Hafen lenkte. — —

Zwei Stunden später erreichte er glücklich Hoek van Holland und ließ sich von dem Bugsierdampfer Zwarte Zee ins Schlepp nehmen.

Das Spiel war gewonnen — mit einem Mann an Bord!

Die Revisionsverhandlung in Sachen „Strandung der S. S. Brabant, Kapitän Kläs van Gogh", fand vor überfülltem Hause statt und endete mit folgender Erkenntnis: „Dem Kapitän Klas van Gogh wird in Ansehung der bei der Bergung der S. S. Modderfontein bewiesenen außerordentlichen seemännischen Tüchtigkeit das entzogene Kapitänspatent belassen. Gleichzeitig ist er für die Verleihung der goldenen Medaille für hervorragende Leistungen auf nautischem Gebiet vorgeschlagen worden."

Das Urteil wurde von allen Versammelten mit lebhaftem Beifall aufgenommen, was dem Vorsitzenden Anlaß zu einer milden Rüge gab. Damit waren die Akten des Falles Brabant endgültig geschlossen.

Als die Modderfontein sechs Monate später nach gründlicher Ausbesserung der umfangreichen Beschädigungen wieder den Hafen von Amsterdam verließ, war auch Klas van Gogh an Bord.

Diesmal aber nicht als blinder Fahrgast, sondern als Führer des Dampfers.

Unten am Kai stand seine junge Frau mit dem Namenserben auf dem Arm und winkte ihm ein frohes

„Glückliche Fahrt!"

Richter Sturm

Erzählung von Wolfgang Kemter

Als der Förster Robert Laßner gegen Abend von einem weiten Dienstgang in das Forsthaus zurückkehrte, da ließ er sich behaglich auf der vor dem Hause stehenden Bank nieder. Von hier aus bot sich ein hübscher Blick über das Tal, an dessen Ausgange das Forsthaus etwas erhöht über dem stattlichen Dorfe Leutach lag, und über die jenseits des Tales liegenden Berge.

Hier saß Robert Laßner gerne. Es war ein stiller, friedlicher Platz, recht zum Rasten und zum Grübeln.

Im Hause öffnete sich ein Fenster.

„Soll ich dir den Kaffee hinausbringen, Robert?" fragte eine Stimme.

„Bitte."

Gleich darauf erschien unter der Haustür Maria Laßner, die Schwester des Försters, die dem ledigen Bruder den Haushalt führte, seit er hier im Leutachtale Förster geworden war.

Auch Maria hatte die Jugendzeit hinter sich. Wenn auch vom Altern noch keine Rede war, die Gestalt mit den schönen Formen, das Gesicht mit den lebhaften, blühenden Farben, sie zeigten keine Spuren des Welkens, nur um den Mund war ein Zug des Unbefriedigtseins, der dem frischen Antlitz etwas Herbes verlieh.

„Karl Reinbach war da."

Ueber die offenen Züge des Försters flog ein Schatten, und zwischen seine Augenbrauen grub sich eine tiefe Falte.

„Der! Was wollte er?"

„Mich zur Frau!"

Robert Laßner fuhr auf.

„Ich habe mir Bedenkzeit erbeten. Morgen abend will ich ihm Antwort geben."

„Diese Antwort kann nur ein Nein sein," sprach der Förster kalt.

Nun stieg in Marias Gesicht eine jähe Röte. Leidenschaftlich rief sie: „Warum nur ein Nein? Robert, vor 12 Jahren, als du hier Förster wurdest, bin ich dir in diese Einsamkeit gefolgt. Willst du noch weitere Opfer? Wie lange soll ich noch warten in dieser Weltabgeschiedenheit? Bis ich alt und grau bin und kein Mann mich mehr anschaut?"

Da rief der Förster, während es schmerzlich um seine Lippen zuckte: „So faßt du meine Worte auf. Ich aber hatte nur dein Wohl im Auge. Ich kann nicht glauben, daß der Mann, der ein blühendes Geschäft ererbte, es vollkommen zugrunde richtete und nun in abhängiger Stellung sein Leben fristet, für meine sonst so wählerische Schwester der richtige sei."

„Reinbach hat mir alles erzählt. Er hat Unglück über Unglück gehabt."

„Gut", sprach Robert Laßner, „wenn auch die materielle Lage keine Rolle spielt, ich halte Karl Reinbach für einen minderwertigen Charakter, der seine Frau unglücklich machen wird."

„Robert, du läßt dich von deiner persönlichen Abneigung gegen andere Menschen immer beherrschen. Und tust damit oft Unrecht."

„Gut, tue, wie du's für gut befindest."

Zwei Monate später wurde Maria Laßner Karl Reinbachs Frau, der Förster aber war einsamer denn je. Reinbachs wohnten zwar nicht gar weit weg vom Forsthause, aber die beiden Männer blieben sich fremd. Maria konnte die Worte des Bruders nicht vergessen.

So war ein Jahr vergangen. Unvermutet trafen eines Tages die Geschwister in der Bezirksstadt zusammen. Maria Reinbach kam eben aus der städtischen Sparkasse heraus, während ihr Bruder gerade dieses Gebäude betreten wollte, um sich zu der im ersten Stock untergebrachten Forstdirektion zu begeben.

Dem Förster fiel gleich das elende Aussehen seiner Schwester auf. Erschrocken fragte er, der seine Schwester lange nicht gesehen und gesprochen hatte; „Bist du nicht wohl, Maria?"

Maria Reinbach erwiderte kurz und ausweichend: „Mir fehlt nichts, ich vertrage nur dieses wechselnde Wetter nicht."

„Auch sonst bist du zufrieden?"

„Ja. Es kommt nicht alles so, wie man es sich in guten Stunden träumt, man lernt aber bald, sich mit der Wirklichkeit abzufinden."

„Das ist gewiß das beste. Wann fährst du wieder heim?"

„Mit dem Drei-Uhr-Zuge."

„Bis dahin werde ich nicht fertig werden, habe eine längere Beratung vor. Also dann auf Wiedersehen!"

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Als der Förster nach dem Nachtessen pfeiferauchend in seiner Stube auf und ab wanderte, wie es seine Gewohnheit war, wenn ihn etwas bewegte, da galt sein Sinnen wieder der Schwester.

Was war Maria einst für ein frohes Mädel gewesen. Heute war es eine blasse, verhärmte Frau, nach kaum einjähriger Ehe.

So war das Leben. Ein paar einfache, aber brave Menschen hier aus dem Tale hätten die hübsche Försterschwester wohl gern heimgeführt, sie kamen für Maria nicht in Betracht. Nun hatte der geschmeidige, schiffbrüchige Großstadtmensch sie errungen. Sein aalglattes, schmeichlerisches Wesen konnte auf Frauen Eindruck machen, verbunden damit die Furcht vor dem einsamen Altern.

Während der Förster so hin und her sann, wurde heftig an der Hausglocke geläutet. Robert Laßner sah verwundert auf die Uhr. Schon halb zehn. Wer konnte heute noch etwas wollen? Er ging selbst zur Haustüre, öffnete sie und erkannte gleich die Frau seines ersten Gehilfen.

Der Förster ging selbst zur Haustüre, öffnete sie u. erkannte gleich die Frau seines ersten Gehilfen

„Frau Steger, Sie sind's?"

„Entschuldigen Sie, Herr Förster, daß ich noch störe. Aber ich bin in solcher Angst. Franz ist noch nicht da, und er wollte doch schon um sechs Uhr daheim sein. Er ist gegen Nachmittag nur noch zum Sternsee hinauf. Es wird ihm um Himmels willen nichts geschehen sein!"

„Nur ruhig Blut, Frau Steger, und nicht gleich das Schlimmste denken. Wann ist er fort?"

„Nach drei Uhr."

Der Förster wurde nachdenklich. Franz Steger war ein höchst zuverlässiger und pünktlicher Mann. Und zum Sternsee war es nich weit.

„Frau Steger, ich werde gleich den Fritz wecken. Wir nehmen den Feldmann und gehen auf die Suche. Vielleicht hat er unvermutet noch einen anderen Gang gemacht."

Wie versprochen, schritten Robert Laßner und sein bei ihm wohnender zweiter Gehilfe wenig später mit dem weiß-roten Brackierer in den Wald hinein. Es war eine helle Mondnacht. In knapp einer Stunde hatten sie den Sternsee erreicht, ein mitten im Walde malerisch gelegenes Wasser. Wohl eine Stunde lang suchten sie das Gebiet des Sees ab, ohne den Vermißten zu finden. Erst als sie sich in nördlicher Richtung etwas vom See entfernten, fand der Hund plötzlich eine Spur. Mit der Nase am Boden zog er leise winselnd den ihn an der Leine führenden Förster bis zum Rande der kleinen Waldwiese. Dort fanden sie den Gesuchten regungslos in einer Blutlache regungslos auf dem Gesichte liegend.

„Alle Wetter", rief der Förster, „seit wann haben wir wieder Wildschützen im Revier?"

Sie wendeten den Körper auf den Rücken. Robert Laßner kniete nieder, horchte am Herzen und untersuchte die Wunde.

„Ein Schuß durch die Lunge", stellte er fest. „Steger lebt noch. Fritz, schneiden Sie zwei starke Stangen — in meinem Rucksack finden Sie das kleine Beil — wir müssen eine Art Bahre anfertigen. Ich will noch dort drüben schauen, ob ich Spuren finde.

Er mußte nicht lange suchen, denn bald fand er unweit des gegenüberliegenden Waldrandes den Platz, wo ein Wild ausgeweidet worden war.

Zurückkehrend erwiderte er auf die Fragen des Gehilfen: „Es ist so, wie ich vermutete. Steger hat hier einen Wilddieb auf frischer Tat ertappt. Das Genauere werden wir hoffentlich bald von ihm selber hören."

Der Förster, der für alles vorgesorgt hatte, verband die Wunde, dann trugen sie ihren Kollegen sorgsam, die Unebenheiten des Bodens

möglichst vermeidend, zum Forsthaus hinab. Dabei kam ihnen die fast taghelle Nacht zugute.

Am nächsten Tage erstattete der Förster die Anzeige. Noch im Laufe des Vormittags unternahm er mit zwei Gedarmen eine Streife durch den Wald, die freilich völlig ergebnislos blieb.

So hieß es also warten, bis Franz Steger zu sich kam und kräftig genug war, um sein Erlebnis zu berichten.

Robert Laßner erwartete den Augenblick mit Ungeduld. Endlich rief ihn Frau Steger. Er folgte dem Rufe sogleich und setzte sich an das Bett seines Gehilfen.

„Steger", sprach er, „erzählen Sie in knappen Worten. Nicht zu laut, ich höre schon!"

In den Augen des Kranken blitzte es zornig auf.

„Herr Förster, das ist ja das Niederträchtige, daß ich den Schust nicht erkannt habe, der da bei uns wildert und mich übertölpelte. Ich wollte einen kurzen Gang zum Sternsee machen. In die Nähe des Sees gekommen, höre ich von der nördlichen Seite her einen Schuß. Ich wußte sofort, daß da kein weidberechtigter Jäger jage. Bei der kleinen Waldwiese, an die ich mich anschlich, traf ich den Burschen, wie er eben in aller Gemütsruhe einen Rehbock ausweidete. Sein Gesicht verhüllte eine schwarze Maske, seinen Körper ein ebenfalls schwarzer Wetterkragen. Als ich ihn anrief, tat er, als erschrecke er, in Wirklichkeit ergriff er blitzschnell seine Büchse, und bevor ich diese Bewegung recht sah, krachte schon sein Schuß, der mich augenblicklich niederstreckte. Dann weiß ich nichts mehr, bin erst hier wieder aufgewacht."

„O weh," rief der Förster enttäuscht, „nun sind wir so klug wie vorher."

Wenige Tage später fand Robert Laßner an einem vom Sternsee weit entfernten Ort wieder eine Stelle, wo ein Tier geschossen und ausgeweidet worden war.

Nun wußte er, daß der schwarze Teufel immer noch im Revier sein Unwesen trieb. Er erbat sich von seiner vorgesetzten Behörde eine Aushilfe für den noch immer dienstunfähigen Gehilfen, und nun durchstreiften sie zu dritt ohne Rücksicht auf Zeit und Wetter bei Tag und Nacht den Forst. Jeder hatte einen bestimmten Teil zu überwachen.

*

Franz Steger erholte sich ziemlich rasch, da die Wunde gut verheilte. Bald schon konnte er in seine Wohnung übergeführt werden. Als der Gehilfe und seine Frau dem Förster für die Gastfreundschaft dankten, da meinte Robert Laßner: „Steger, reden Sie nicht davon. Gott sei Dank, daß der Schuß nicht ein bißchen tiefer saß. Nun werden Sie bald wieder gesund sein, wir aber haben den Buben noch immer nicht!"

„Vielleicht erwische ich ihn dann," rief der Gehilfe lachend.

„Kann möglich sein," meinte der Förster, „aber zuerst müssen Sie sich wieder vollkommen erholt haben." —

Es war etwa zwei Wochen später und ein klarer, sonniger Tag. Hoch am Himmel segelten weiße Wolkenhäuschen eiligst von Süd nach Nord. In der Luft war eine eigenartige Stille. Robert Laßner betrachtete das Wetter und meinte: „Da oben zieht Föhn. Wir werden ihn bald auch unten im Tale haben, dann kommt anderes Wetter."

Er hatte richtig vorausgesagt. Schon gegen Mittag fegte der erste heftige Windstoß heran. Um ein Uhr war es schon Sturm. Brausend kam er über die Berge im Süden durch die Täler gestürmt.

Als der Förster und seine zwei Gehilfen zu einem Dienstgange gerüstet, aus dem Forsthause traten, da nahm vor allem ein dumpfes Rollen ihre Sinne in Anspruch, das von den Bergen herunterkam.

„Hört nur," rief der Förster mit ernster Miene, „da oben wütet der Wäldertod."

„Herr Förster!"

Auf diesen erschreckten Ruf drehte sich Robert Laßner rasch um. Der eine Gehilfe wies nach dem Dorfe. Hart bei der Kirche stieg schwarzer Rauch empor.

„Ein Brand bei diesem Sturme", schrie Robert Laßner erbleichend. „Fritz, Hans, wir müssen hinunter, sie werden dort bald jeden Mann brauchen."

Sie legten Gewehre und Rucksäcke wieder ab und hasteten ins Dorf hinunter. Schon hörten sie die ersten Signale, gleich nachher begannen die Glocken zu läuten.

Mitten im Dorfe brannte ein kleines Gehöft. Rasch war Hilfe zur Stelle, aber als die ersten Flammen aus dem Dache schlugen und der Wind sie erfaßte, da war in wenigen Sekunden das Haus ein Feuermeer. Hoch in der Luft wirbelten brennende Schindeln, brennende Bretter.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Wenn das Dorf nicht eine so vorzügliche Anlage der Wasserversorgung gehabt hätte, der nördlich der Brandstätte gelegene Teil wäre unrettbar verloren gewesen. Mit der Kraft der Verzweiflung arbeitete die ganze männliche Bevölkerung, vom Greise bis zum Knaben, auch die Nachbarn kamen zu Hilfe. So gelang das unmöglich Scheinende: man wurde trotz des Sturmes des Feuers Herr. Es war aber höchste Zeit, denn kaum hatten die Wasserstrahlen die letzte Glut gelöscht, da ging der Föhnsturm zum Orkane über.

Mit einer Wucht und Stärke folgten sich nun die Stöße, daß die ältesten Leute zitternd erklärten, noch keinen solchen Sturm erlebt zu haben. Hatte schon der Sturm dürre Aeste, morsche Zäune weggerissen, so begann nun der Orkan noch ganz anders zu wüten. Von allen Dächern rasselten Ziegel zur Erde, Schornsteine wurden umgelegt und beschädigten im Fallen die Häuser, Fenster zersplitterten, und Fensterladen flogen durch die Luft wie Kartenblätter. Der Himmel hatte sich verfinstert, immer furchtbarer hauste der Föhn. Die schönsten Obstbäume wurden niedergerissen oder wie Zündhölzchen abgebrochen. Jeder eilte nach seinem Hause. Auf allen Hausdächern sah man Leute rasch die Schäden ausbessern, um dem Winde keinen weiteren Angriff zu gewähren. Die Feuerwehr aber wurde mit der großen Leiter zur Kirche gerufen, wo tausend unsichtbare Geisterhände begonnen hatten, das Dach abzudecken.

Bis tief in die Nacht hielt der Orkan mit unverminderter Stärke an; dann begann es zu regnen. Damit schien die Gewalt des Sturmes gebrochen zu sein.

Uebrig blieb eine Verwüstung in Stadt und Dorf, Tal und Berg, die jeder Beschreibung spottete.

Am frühesten Morgen schon machte sich der Förster mit seinen Gehilfen auf den Weg, um Nachschau zu halten, wie der Föhn in dem ihm anvertrauten Gebiete gewütet habe.

Die schlimmsten Befürchtungen der Männer wurden durch die Wirklichkeit noch weit übertroffen. Ganze Reihen der schönsten, mit Liebe und Sorgfalt seit Jahren gepflegten Waldes waren einfach niedergelegt, Hunderte von Schritten weit stand kein Stamm mehr. Die Männer hatten oft Mühe, die kreuz und quer über Weg und Steg gestürzten Bäume zu überschreiten.

Wie ein wahnsinnig gewordener Wüterich hatte der Sturm gehaust, hatte hier im Jungwalde gräßliche Verheerungen angerichtet und dort die ältesten Hochwaldriesen gefällt.

Der Förster, der voranging, sah als Erster die regungslose, menschliche Gestalt, die hart neben dem Baumstamme lag

Spät am Nachmittag kamen die drei in die Nähe jener Felskanzel, von der aus der eine Gehilfe vor Tagen in weiter Entfernung den Wilddieb beobachtet hatte. Heute dachte keiner an den Mann mit dem schwarzen Wetterkragen, das traurige Schicksal des herrlichen Waldes machte den Forstleuten das Herz schwer.

An einer freien, weithin sichtbaren Stelle, unweit der Kanzel, hatte dort eine einsame, riesige Wettertanne gestanden. Seit Hunderten von Jahren bot sie Tier und Menschen Schutz, nun hatte auch ihre Stunde geschlagen. Entwurzelt lag der gewaltige Baum, von einer Gigantenfaust dem Erdreiche entrissen, in dem er so fest verankert schien.

Hunderten von Stürmen hatte sie getrotzt, nun war ihr einer Meister geworden.

Als die Männer langsam über den grasigen Hang zum gefällten Baume emporstiegen, da machten sie den unerwarteten Fund.

Der Förster, der voranging, sah als Erster die regungslose, menschliche Gestalt, die hart neben dem Baumstamme lag.

Ein lauter Ruf entrang sich seinem Munde. Da lag der Mann mit dem schwarzen Wetterkragen, das im Tode erstarrte Gesicht bedeckte noch die schwarze Maske. Etwa seitwärts lagen Gewehr und Rucksack.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der Wilddieb!

Eine gräßliche Wunde an der Stirn zeigte den Tod an, den er gefunden. Er war vom stürzenden Baum erschlagen worden.

Offenbar hatte er der rasenden Windsbraut entfliehen wollen und unter der Wettertanne Schutz gesucht. Zu seinem Verhängnisse, denn gerade dort traf ihn der Tod

So hatte Gott durch seinen Sturm gerichtet und der alte Waldriese noch im Sterben einen Wildschädling vernichtet.

Nun hatte der eine Gehilfe dem Toten die Maske abgenommen, da zuckte der Förster wie von einem Schlage getroffen zusammen.

Karl Reinbach lag vor ihm, der Mann seiner Schwester.

Robert Laßner fuhr sich mit der Hand über die Stirne. Es schien ihm, als träume er. Endlich sprach er: „Nun ist Franz Steger gerächt. Wir müssen zunächst das Gericht verständigen und wollen jetzt den Heimweg antreten."

Nachdem sie den Toten ganz in seinen weiten Mantel gehüllt hatten, verließen sie die Stelle, die ihnen das Rätsel des geheimnisvollen Wilddiebes auf so unerwartete Weise löste.

Auf dem Heimwege erzählte Fritz, daß Reinbach schon seit längerer Zeit nicht mehr bei dem Sägewerke sei. Man munkle von Veruntreuungen, doch das könne Gerede sein, eine Anzeige sei nicht erstattet worden. Seitdem treibe er sich beschäftigungslos herum.

In später Abendstunde ging der Förster zu seiner Schwester. Es war ein harter Gang.

Als sie ihn sah, schrie sie erblassend auf.

„Was ist mit Karl?"

Robert Laßner erzählte in kurzen Worten. Maria Reinbach schlug weinend die Hände vor's Gesicht.

„Ich ahnte es", murmelte sie, „daß es zu einem schlimmen Ende kommen werde. Seit gestern Abend war ich in einer furchtbaren Erregung."

„Du wußtest?"

Sie nickte. „Ich habe ihn wohl abzuhalten versucht, allein ich hatte keine Macht über ihn. Die Leidenschaft, die seit früher Jugend in ihm steckte, wie er sagte, war stärker Was habe ich seit Wochen durchgemacht. Karl vernachlässigte seinen Dienst und wurde entlassen, noch viel mehr litt ich, als ich erfuhr, daß einer deiner Gehilfen schwer verwundet sei. Ich wußte, wer der Täter war, und mußte schweigen. Die Furcht, daß ihr zwei einmal zusammentreffen werdet, und daß es zwischen euch zum Blutvergießen komme, brachte mich bald um den Verstand."

Erschüttert hatte der Förster diese Klagen des unglücklichen Weibes mitangehört. Er begriff jetzt die Veränderung, die mit Maria vorgegangen war. Unter solchen Umständen war der Tod jenes Mannes Erlösung.

In aller Stille wurde Karl Reinbach begraben. Nur seine Witwe, der Förster und ein paar Dorfbewohner waren zugegen.

Zwei Tage später schon nahmen die Geschwister Abschied, den Maria Reinbach verließ das stille Tal; sie hatte eine Stelle in einem Hotel am Genfer See angenommen.

Der Förster begleitete sie bis in die Stadt.

„Leb' wohl, Maria", sprach er herzlich, „suche das letzte Jahr zu vergessen."

„Die Arbeit und andere Verhältnisse sollen mir dazu helfen. Ich danke dir, Robert, für alles, und verzeihe, wenn ich dich kränkte".

„Wir sind alle Menschen, Maria. Denke nicht zurück, halte den Blick voraus!

Der Zug fuhr ab. Langsam verließ Robert Laßner den Bahnhof.

Für eines war er dem letzten Sturm dankbar. Daß er auch jene alte Tanne fällte . . .

Ich habe meine Pflicht verletzt

Novelle von Albert Maaß

Die Nacht lag neblig über London und die Straßen waren feucht.

Die beiden Policemen, die nachts im 5. Bezirk Straßendienst hatten, hörten gegen 4.15 Uhr plötzlich zwei Schüsse fallen. Sie rannten sofort in Richtung der Schüsse los und fanden am Einaana der Gardenstreet einen Mann, der regungslos auf dem Bürgersteig lag, mit dem Gesicht auf dem Pflaster. Als sie ihn anfaßten, merkten sie, daß er tot war. Ein schmaler Blutstrom lief auf dem Pflaster entlang

„Ich melde!" sagte der eine der Policemen und ging. Der andere verharrte bei dem Toten

In der Mordabteilung von Scotland Yard schellte 4.30 Uhr das Telephon.

„Hier fünfter Bezirk! Wir haben einen Straßenmord an der Ecke Gardenstreet! Schicken Sie sofort die Kommission!"

Der Inspektor der Mordabteilung läutete darauf den Kriminalkommissar Harry Genn an, der Nachtdienst hatte.

„Lieber Genn, der fünfte Bezirk meldet einen Straßenmord an der Ecke Gardenstreet. Uebernehmen Sie den Fall."

Harry Genn war der beste Kriminalkommissar von Scotland Yard.

Als er mit den Herren der Kommission am Tatort angelangt war, ließ er den Toten, so wie er dalag, photographieren. Dann drehte er ihn um. Ein breites Gesicht sah ihn mit gebrochenen Augen an.

Seltsam, das Gesicht kam Genn bekannt vor; er mußte es schon irgendwo einmal gesehen haben. Er durchsuchte die Taschen des Toten, der gut gekleidet war. Dabei fand er eine goldene Uhr, einen Brief und eine Visitenkarte. Darauf stand: David Roster, Bankier.

Donnerwetter ja! Das war ja Roster, der Bankier! Damals beim Einbruch in die Roster-Bank hatte Genn mit ihm zu tun gehabt.

Nun lag Roster, der Besitzer von Millionen auf der Straße, kalt und tot.

Genn ließ die beiden Policemen berichten, dann stellte er fest, daß Roster im Rücken von zwei Kugeln getroffen. Die eine mußte den rechten Lungenflügel Rosters durchschlagen haben, die andere das Herz.

Roster mußte sofort tot gewesen sein. Eine Waffe fand man nicht. Selbstmord war völlig ausgeschlossen.

Auch Geld fand Genn nicht bei dem Toten.

„Roster ohne Geld? Das ist doch kaum möglich!" sagte Genn. Nun schloß er auf Raubmord.

Eine Stunde später stand Genn vor dem Polizeiinspektor. Der sah in freundlich an.

„Gut! Also Sie übernehmen die Aufklärung des Falles. Sie ist wichtig und eilig! Sie kennen ja die Bedeutung der Roster-Bank. Ich bin davon überzeugt, daß sie den Täter im Handumdrehen haben werden. Ich danke Ihnen, lieber Genn."

Dann verließ Genn das Zimmer.

Als er in sein Arbeitszimmer trat, wartete dort bereits ein Policemann auf ihn und gab ihm eine Brieftasche.

„Es ist die Brieftasche Rosters. Wir fanden Visitenkarten Rosters darin. Sie lag zweihundert Meter von der Mordstelle entfernt in der Read-Street. Die beiden Geschosse; die in Rosters Körper steckten, haben sechseinhalb Millimeter Durchmesser und entstammen einem Trommelrevolver ohne Lauffführung. Lungen- und Herzschuß."

Genn nickte dankend. Außer den Visitenkarten enthielt die Brieftasche nur einige Papiere mit Rosters Adresse. Es war klar, daß der Mörder diese Brieftasche dem Toten entrissen und sie dann später, jedenfalls nach Entnahme des Geldes, fortgeworfen hatte.

Als Genn ging, nahm er seine beide Hunde mit und den Rock des Toten. An der Mordstelle gab er den Hunden am Rock Witterung Dann führte er sie zu der Stelle, wo die Brieftasche gefunden war und gab ihnen an der Brieftasche Witterung.

Da zogen sie plötzlich an. Sie zerrten förmlich an der Leine, die sie verband und die Genn hielt. Er hatte Mühe, ihnen zu folgen Und da sie nicht wieder zum Tatort zurück sondern in entgegengesetzter Richtung liefen, war Genn der Ansicht, daß sie eine richtige Spur verfolgten.

Es waren prachtvolle, ausgezeichnete Tiere, diese beiden Hunde Genns. Sie hatten schon manche Aufklärung gebracht.

Der Morgen graute. Es wurde noch kühler. Die Hunde zogen an der Leine. Genn folgte ihnen willig. Ab und zu hielt er ihnen wieder die Brieftasche des Toten vor.

Als die Hunde dann schließlich in die Straße einbogen, in der Genn zufällig wohnte, mußte er doch etwas lächeln.

„Ihr habt wohl eine Spur von mir erwischt?" sagte er lachend zu den Hunden. Aber die Hunde zogen weiter an.

Schließlich sah Genn auch sein kleines Haus im Morgengrauen daliegen. Es lag, wie viele Häuser in den Randgebieten Londons, in einem kleinen Garten, deren vorderer Zaun am Bürgersteig abschloß.

Genn grüßte sein Haus. Dann erstaunte er ein wenig, als die Hunde vor seiner Gartentür laut bellten.

„Nanu!" sagte Genn. „Seid ihr denn nun ganz und gar nicht gescheit? Bellt hier vor meiner Tür herum? Euch sitzt wohl der Duft meines Schweißes in der Nase, was?"

Aber die Hunde bellten weiter.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Schön! Wenn ihr gern mal in meine Behausung wollt, trinke ich dort eben schnell eine Tasse Kaffee. Die ist schnell gebraut. — Los!"

Als Genn mit den Hunden auf dem Gartenweg ging, zogen sie wie vernarrt auf den Hauseingang los.

Nun begann Genn das Ganze bald als lustige Sache anzusehen. Gott, auch Polizeihunde können einmal irren und versagen.

Genn trat in sein Haus. Die Hunde zogen immer noch. Er ging über den Flur. Die Hunde zogen, als ob in der Küche ein großes Stück Fleisch auf sie wartete. Selbst, als Genn ins Wohnzimmer trat, zogen die Hunde.

Am Tisch, bei einer Tasse Kaffee, saß der Sohn Genns. Ein noch junger Mensch. Er sprang auf, als der Vater eintrat. Sein Haar war etwas wirr, sein Gesicht sah ungepflegt aus, und er hatte weder Jacke noch Weste an.

„Na — bist du schon auf?" fragte Genn. „Es ist ja sonst nicht deine Art, so früh aufzustehen?"

Der Junge sah zu Boden und schwieg. Er machte einen verluderten Eindruck. Seit die Mutter vor einem Jahre gestorben war, ging es mit dem jungen Genn so etwas wie bergab. Er trieb sich herum, arbeitete nicht, war ein Tagedieb und verkam langsam. Genn hatte alles mögliche versucht, den Jungen zur Arbeit zu bringen. Schwarz geärgert hatte er sich über seinen Sohn. Dann hatte er es aufgegeben, ihn zu bessern.

Genn sah ihn nicht weiter an. Die Hunde bellten immer noch. Genn befestigte die Hundeleine an der Türklinke — dann ging er in die Kammer, um sich aufzufrischen.

Auf dem Bett lag der Rock seines Sohnes; ein zerfaserter Rock. Es sah überhaupt unordentlich in der Kammer aus.

Genn faßte den Rock, um ihn, der Ordnung halber, in den Schrank zu hängen. Aber der Rock schlug schwer an die Schranktür. Was hatte der Bengel denn wieder in den Taschen?

Genn faßte in eine Tasche des Rockes. — Nanu?! Das war ja ein Trommelrevolver, den Genn aus der Tasche zog; eine etwas alte Waffe. Zwei Patronen waren abgeschossen.

Wie kam der Bengel denn zu einem Revolver? Geld hatte er doch nicht Als Genn in die andere Tasche faßte, zog er einen Haufen Papierscheine heraus. Aber zum Donnerwetter — das waren ja lauter Pfund-Noten! Woher kam dieses Geld? Und als Genn die Scheine durchblätterte, fiel eine kleine, weiße Karte zwischen ihnen heraus auf den Boden.

Er hob sie auf und betrachtete sie. Da wurde sein Gesicht weiß — seine Glieder zitterten.

„David Roster, Bankier", stand auf der Karte.

Schweiß stand auf der Stirn Genns. Er atmete schwer. Als er aufsah, stand sein Sohn vor ihm. Sein Gesicht war wachsbleich. Dann schrie er auf:

„Vater!"

Genn sah seinen Sohn an, der auf dem Bett zusammengebrochen war. Er wehrte sich gegen die grauenvolle Erkenntnis. Ein eigentümliches Sausen ging durch seinen Kopf; er fühlte, wie es in seinen Schläfen hämmerte.

Dann wurde sein Gesicht steinern.

„Du hast gemordet", sagte er, und seine Stimme klang kalt. „Du hast einen Menschen umgebracht und ihn beraubt?"

Der Sohn wimmerte auf dem Bett.

„Du bist ein Hund und nicht wert, daß man dich totschlägt", sagte Genn weiter.

Nun wandte sich der Sohn um. Sein Gesicht war angstverzerrt und verweint, und seine Augen blickten fast irre drein.

Dann schrie er auf:

„Vater! Ich wußte nicht, was ich tat! Ich habe gespielt, Vater, und verloren! Ich mußte Geld haben! Da kam es über mich — ich weiß nicht wie! Ich erschoß jemanden; Ich kann nichts dazu! Vater, töte mich nicht!"

Genns Gesicht blieb eisern.

„Zieh dich an", sagte er dann. „Du bist verhaftet!"

Wie ein gehorsames Kind zog der Junge Rock und Weste an. Dann stand er zitternd vor dem Vater.

„Geh vor!", sagte Genn. Beide traten ins Wohnzimmer. Die Hunde bellten wieder auf. Sie zerrten wie besessen an den Leinen. Genn sah sie an, und sein Gesicht wurde für eine Weile schmerzlich.

Da brach der Sohn plötzlich in die Knie.

„Vater!" schrie er. „Vater!, liefere mich nicht aus! Sie werden mich töten, Vater! Ich will leben! Ich bin ja unschuldig! Ich weiß nicht, was ich tat! — Vater!"

Genn sah über seinen Sohn hinweg. Er wollte ihn nicht so winseln sehen. Da fiel sein Blick auf das Bild seiner verstorbenen

Frau, das an der Wand hing. Gütig sahen ihre Augen ins Zimmer herab. Ihr Gesicht war weich und ein wenig madonnenhaft. Und es war Genn plötzlich, als ob diese Augen ihn um etwas bäten, als ob auch sie für den Sohn flehten.

Traurig senkte Genn den Blick vor dem Bild und sah eine Weile starr zu Boden. Ein Zucken ging durch seinen starken Körper.

Dann blickte er wieder auf, und sein Gesicht war wieder hart geworden. „Steh auf und geh fort", sagte er zu seinem Sohn. „Es ist mir gleich, wohin du gehst".

Da sprang der Junge auf. Ein freudiges Zittern lief durch seine Gestalt. Seine Augen glänzten. Er ergriff die Hand des Vaters.

„Dank!" sagte er leise.

Aber Genn entzog ihm seine Hand. Dann stürzte der Junge hinaus.

Eine Weile sah Genn ihm schmerzlich nach. Dann ging er ins Schlafzimmer zurück.

Um neun Uhr morgens wurde der junge Genn auf Scotland Yard eingeliefert. Man hatte ihn auf der Straße aufgegriffen, weil er dauernd von zwei Hunden verfolgt und angebellt worden war. Als man aber danach die Hunde prüfte, sah man erstaunt, daß es Genns Polizeihunde waren. Sie mußten sich wohl irgendwo losgerissen haben, denn die Leine, die sie sonst verband, war mittendurch gerissen.

Als der junge Genn vor den Polizeiinspektor geführt wurde, sah er vor sich nieder.

„Wie heißen Sie?"

Genn schwieg.

„Ich habe gefragt, wie Sie heißen", sagte der Inspektor ungeduldig.

Keine Antwort. Genns Gesicht sah bleich aus.

„Einen Namen scheinen Sie also nicht zu haben. Wie kam es denn, daß die Polizeihunde Sie verfolgten — was?"

Aber Genn schwieg noch immer. Nur ab und zu stöhnte er auf.

Der Inspektor schüttelte den Kopf.

„Wollen Sie nicht antworten? Das verdächtigt sie nur um so mehr."

Da klopfte es an die Tür. Ein Policemann trat ein und reichte dem Inspektor schweigend einen kleinen weißen Zettel.

Als der Inspektor auf den Zettel sah, wurde sein Antlitz blaß und bestürzt. Es las:

„Ich habe meine Pflicht verletzt. Man verzeihe mir das. Im übrigeu kann ich das Leben nicht mehr ertragen und scheide deshalb freiwillig aus ihm. Genn"

Betroffen sah der Inspektor den Policemann an. Der sagte mit verhaltener Stimme

„Wir haben soeben den Kommissar Genn in seiner Wohnung erschossen aufgefunden. Der Zettel lag auf dem Tische, und diesen Revolver fanden wir am Boden."

Da stürzte der junge Genn auf den Policemann zu. Er packte ihn an und schrie:

„Mein Vater! Mein Vater ist tot?"

„Was, Ihr Vater? Wer ist Ihr Vater? fragte der Inspektor hastig.

„Ich bin der Sohn Genns", sagte darauf der Junge mit schmerzlicher Stimme.

Dann erzählte er, anfangs stockend, dann freier, daß er Roster erschossen habe, daß sein Vater ihn verhaftet, dann aber habe laufen lassen.

Als er zu Ende erzählt hatte, weinte er leise vor sich hin.

Der Inspektor war ergriffen, und auch die übrigen Beamten sahen schweigend und mit ernsten Mienen drein.

„Führen Sie den Jungen fort. Alle Aufklärungsbestrebungen im Falle Roster können eingestellt werden.", sagte der Inspektor zu dem Policemann.

Willig ließ sich der Junge abführen. Sein Weinen hörte nicht auf.

Das Gesicht des Inspektors war sehr ernst geworden. Schweigend nahm er nochmals den kleinen weißen Zettel mit den letzten Worten Genns.

„Ich habe meine Pflicht verletzt", stand da.

Der Inspektor schüttelte den Kopf. Er wußte, daß es das Vaterherz gewesen war, das in diesem Falle gesprochen hatte. Nicht der Kriminalkommissar Genn, sondern der Vater Genn hatte den Sohn laufen lassen.

Dann hatte er zur Waffe gegriffen. Der Revolver lag noch auf dem Tische des Inspektors. Es war der Trommelrevolver des jungen Genn. Nun waren drei Patronen abgeschossen.

Nochmals las der Inspektor die wenigen Zeilen Genns:

„Ich habe meine Pflicht verletzt . . . . ." Sein Gesicht verzog sich schmerzlich. Für ihn mußte es die Hauptsache sein, daß der Mord geklärt war. Aber noch einmal sagte er vor sich hin: „Schade, mein bester und treuester Beamter." Und er hatte sich nicht in Genn getäuscht. Die Pflicht hatte selbst über das schwache Vaterherz gesiegt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Vergessen

Skizze von Wolfgang Kemter

Leontine Besser saß im bequemen Lehnstuhl am Fenster ihrer gegen die Hauptstraße gelegenen Wohnung. Schneeweiß war das immer volle, reiche Haar, blaß und leiddurchfurcht die Züge dieses Antlitzes, das noch unverkennbare Spuren einstiger Schönheit trug.

Heute fesselten Leontinens Augen nicht die Bilder des rastlosen Lebens, die ohne Ruhe und ohne Pause Tag für Tag bis in die sinkende Nacht da unten vorüberzogen; ihre Gedanken gingen zurück, weit zurück in längst entschwundene Tage. Und das, weil sie einer ihrer unerklärlichen plötzlichen Regung folgend, gerade heute, da es, wie so oft, wieder recht einsam um sie war, eine Lade ihres Schreibtisches geöffnet hatte, die seit mehr als drei Jahrzehnten geschlossen war. In kleinen Paketen zusammengebunden lagen hier die Briefe ihrer Mädchenzeit aufbewahrt. Mit einem Schlage standen, wie von Geisterhand dahingezaubert, die Tage vor ihr, da sie jung, lebensfroh und reich gewesen war, die vom Schicksal verwöhnte und von den Menschen umworbene Tochter des vornehmen Hauses, die Tage des Glückes und — die Tage des größten Leides.

Da waren, sorgfältig nach Jahr und Tag geordnet, die Briefe ihrer Eltern, an sie geschrieben, während sie in ausländischen Instituten weilte, die von Tanten, Basen und Freundinnen und seine Briefe. Diese freilich nicht gebunden und geordnet, sondern kunterbunt durcheinanderliegend, wie sie sie vor mehr als dreißig Jahren enttäuscht und verächtlich dahinein geworfen hatte.

Seine Briefe! Die Umschläge trugen alle die männliche, energische, klare Schrift, die so sympathisch berührte und die doch so betrogen hatte.

Zwanzig Jahre war sie alt gewesen, da hatte sie Oskar Wachter während ihres Sommeraufenthaltes in Gmunden, im schönen Salzkammergute, kennengelernt. Ein herrlicher Sommer! Die Jugend hatte sich fast den ganzen Tag in ihren Booten auf dem See getummelt und allerhand Allotria getrieben. Dabei waren einmal zwei der Boote so heftig aneinandergestoßen, daß das Boot, in dem sie gesessen, kenterte und alle drei Insassen ins Wasser fielen. Sie konnten alle gut schwimmen, Lebensgefahr war keine, aber in den Kleidern ging's doch nicht so recht. Und sie war froh als sie einer der Herren, die gleich zur Unfallstelle ruderten, aus dem Wasser zog, während die Freunde die beiden andern Verunglückten unter Lachen und Scherzen retteten. Von jenem Tage an gehörte Oskar Wachter — er war ihr zu Hilfe gekommen — auch zu ihrem Kreise. In dem Landhause, das sie mit ihren Eltern bewohnte, war er bald ein gerne gesehener Gast; auch Vater und Mutter hatten den jungen sympathischen Mann sehr freundlich aufgenommen

Und nun das alte Spiel, das ewig neue Wunder: zwei Herzen und ein Schlag. Ihre Eltern hatten gegen Oskar Wachter nichts einzuwenden. Vater stellte nur die Bedingung einer zweijährigen Prüfungszeit. Sie waren um so leichter darauf eingegangen, da Oskar noch keine Stellung innehatte, die ihn befriedigte und die genügt hätte, ein eigenes Heim zu gründen. Er war, von Karlsruhe stammend, seit einigen Jahren in einem großen Stickereiexportgeschäfte in St. Gallen in der Schweiz tätig, hoffte aber, noch im Laufe der Wartezeit einen ganz selbständigen Posten zu erreichen.

Nach weiteren vierzehn Tagen war Oskars Urlaub zu Ende; er mußte nach St. Gallen zurück. Herzlicher Abschied, innige Küsse. Die erste Trennung war schmerzlich, doch sollte sie nicht zu lange währen. Schon an Weihnachten kam der Geliebte zum Feste auf ein paar Tage.

Im Sommer trafen sie sich wieder in Gmunden. Nach ein paar schönen Wochen kam der Herbst, begann das zweite Jahr. Der Herbst, den sie nie vergessen hatte, der ihr ganzes Sein mit Wucht in andere Bahnen warf.

Schon während des ganzen Septembers und Oktobers hatte sie bei ihrem Vater Zeichen nervöser Ueberreizung und vollkommener Abspannung wahrgenommen, die sie wohl beunruhigten, die sie aber nur als Ueberarbeitung deutete. Der Grund jedoch war ein ganz anderer, wie die kurz nach dem Totenfeste eintretende unerwartete und daher um so furchtbarere Katastrophe bewies. Was manchem zu einem ungeheueren Reichtum verholfen, vielen aber Verderben gebracht, hatte auch ihn in den Abgrund gerissen: das Spiel an der Börse. Vater hatte kein Glück. Er verlor nicht nur

sein und seiner Frau Vermögen, sondern auch diejenigen einiger Verwandter und fremder Leute, die seiner Verwaltung anvertraut gewesen waren. Es war wie ein Verhängnis. Auch die Papiere, auf die er seine letzte Hoffnung gesetzt hatte, fielen überraschenderweise gerade in jenen Unglückstagen. Alles war zusammengebrochen, keine Hilfe möglich, kein Rettungsschimmer winkte. Da schied der zur Verzweiflung getriebene Mann freiwillig aus dem Leben. Ein Bild gräßlicher finanzieller Zerrüttung bot sich nach seinem Tode.

Das alte Fräulein überlief heute noch ein Frösteln, wenn sie an die furchtbaren Stunden dachte, die sie damals erleben mußte, an die Hiobsposten, die ihr jede Stunde brachte Schlag auf Schlag. Zuerst der geliebte Vater. In ergreifenden Worten hatte er Frau und Tochter um Verzeihung gebeten für das, was er ihnen antue. Die Triebfeder seines Handelns sei einzig und allein die gewesen, den Seinen ein sonnenhelles, sorgenfreies schönes Leben zu bieten. Jahrelang glückten seine Spekulationen, bis unerwartete politische Verhältnisse einen Sturz gerade jener Papiere mit sich brachten, die er für vollkommen sicher gehalten hatte.

Der Verlust des eigenen Vermögens wäre zu verschmerzen gewesen, aber der der andern war furchtbar. Eine Reihe von ehedem reichen Familien war an den Bettelstab gebracht, sie hatten alles verloren. Die Geschädigten stürmten förmlich das Haus, und ihr Jammern und Klagen und die furchtbaren Vorwürfe gegen den Vater waren kaum zu ertragen.

Sofort hatte sie an Oskar Wachter die ganze grauenhafte Wahrheit berichtet, hatte ihm geschrieben, daß sie vollkommen verarmt und gezwungen sei, für sich und ihre Mutter den Unterhalt zum Leben zu verdienen, da ihnen nichts, aber auch gar nichts übrig bliebe. Auf diesen Brief war nie eine Antwort gekommen. Kein Wort der Teilnahme, kein Wort des Trostes, dessen sie gerade in jenen Tagen so bedürftig gewesen wäre. Diese Enttäuschung, daß der geliebte Mann auch nur die reiche Bankierstochter wollte, die hatte sie härter getroffen als des Vaters Tod und der Verlust ihres Reichtums. Aber sie hatte den Kelch ihrer Leiden noch nicht geleert. Die Anklagen und Vorwürfe gegen den Vater der durch ihn geschädigten Leute, die furchtbaren Szenen, die sich fast täglich im Hause des Bankrotteurs abspielten, waren für Mutters zarte Nerven zu stark. Ihre schwache Natur war diesen Schlägen nicht gewachsen. Zwei Wochen nach Vaters Tode erlitt sie einen schweren Ohnmachtsanfall, und als sie nach Tagen wieder erwachte, da hatte Leontine auch die Mutter verloren. Auf noch gräßlichere Weise wie den Vater. Der Geist der einst so umschwärmten Frau war in der Nacht des Wahnsinns untergetaucht. Dieser letztere Schlag im Verein mit den vorher empfangenen hatte auch sie gefällt. Ein heftiges Nervenfieber warf sie nieder. Tage und Wochen schwebte sie zwischen Leben und Tod, wußte nichts von sich und ihrer Umgebung. Als sie dank ihrer kräftigen Natur wieder genas, da stand sie vor dem Nichts, waren rings um sie nur Trümmer, die Trümmer des Lebens und aller Hoffnungen von einst: Vater tot, Mutter als unheilbar im Irrenhaus, der letzte Rest des Vermögens bis auf Kleider, Wäsche und einige Möbelstücke verloren und der Geliebte treulos.

Einmal noch hatte sie die Mutter besucht. Sie fand ein Kind mit weißen Haaren, das lachend mit einer Puppe spielte; der seelenlose Blick, der an ihr vorüberging und sie nicht mehr erkannte, hatte sie so mit Grauen erfüllt, daß sie nie mehr die Kraft fand, jenes Haus des Schreckens aufzusuchen.

Nun kam der zweite Teil ihres Lebens, in dem die einst vom Glück so Verwöhnte selbst ihr Brot verdienen mußte. Nach einigen bittern Erfahrungen fand sie bei einer alleinstehenden, vornehmen Dame endlich eine Stelle als Gesellschafterin. Zwanzig Jahre gingen drüber hin. Dann starb ihre Herrin und hinterließ ihr zum Danke für die langjährigen, treuen Dienste die vollkommen eingerichtete Wohnung und ein ansehnliches Kapital, von dessen Zinsen sie ruhig und ohne Sorgen leben konnte. Nun hatte inzwischen der Winter ihres Lebens begonnen. Wunschlos genoß sie jeden neuen Tag als Geschenk des Himmels, und je näher die Stunde rückte, da sie ihren Lieben in das Land der Schatten folgen würde, desto besser begann die Vergangenheit hinter ihr zu versinken.

Während nun der Anblick der Briefe noch einmal alles, was einst war, in ihr lebendig werden ließ, hatten ihre Hände ganz mechanisch die Briefe durchblättert. Plötzlich zuckte sie zusammen und griff hastig nach einem dieser Schreiben. Mit starrem Staunen und verständnislos hielt sie es in der Hand und wußte nicht, wie ihr geschah. Dieser Brief war nicht

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

geöffnet, heute noch, wie ihn damals die Post brachte und wie ihn der Absender aufgegeben hatte. Wie war das möglich? Ein Brief Oskars, den sie nicht gelesen? Auf dem Poststempel war das Datum nicht zu erkennen. Mit bebender Hand und klopfenden Herzens riß sie den Umschlag auf, zögerte aber, ihn zu lesen, in der unbestimmten Furcht, die Qual ihrer Erinnerungen neu aufleben zu lassen. Dann warf sie einen Blick auf das Datum. Dieser Brief mußte gekommen sein, als sie schon fieberkrank im Spital mit dem Tode rang. Nun überflog Leontine Besser die Zeilen.

„Liebste! Soeben von einer längeren Geschäftsreise nach Schweden zurückgekehrt, die ich ganz unerwartet antreten mußte, erhalte ich erst heute Deinen Brief.

Mein Lieb, was ist alles über dich gekommen, so rasch, ich vermag es kaum zu fassen! Sei stark und verliere wenigstens den Mut nicht; denn dann wäre wahrscheinlich alles verloren. Gut und Geld sind zu ersetzen, Vater freilich nicht. Was gäbe ich darum, wenn ich in diesen furchtbaren Stunden an Deiner Seite sein könnte. Glaube mir, ich habe Deinen Vater hochgeschätzt, ich kannte seine unbegrenzte Liebe zu Euch, die ihn allein zu dem gewagten Spiele verleitete. Ich werde ihn nicht vergessen und ihm ein gutes Andenken bewahren. Hoffentlich bist Du heute wieder ruhiger und kannst auch Deiner armen, sicher schwer getroffenen Mutter eine Stütze sein. Du schreibst mir, Lieb, daß du nun ganz arm geworden seiest. Ich weiß, Du hast das nur so nebenhin bemerkt; denn so tief hast du mich doch nicht eingeschätzt, daß Du hättest glauben können, ich hätte nur die reiche Bankierstochter gewollt, nicht aber Deine liebenswerte Persönlichkeit. Darum halte ich es eigentlich für ganz überflüssig, daß ich Dich versichere, es sei bei uns alles im alten. Nach wie vor wirst Du die Gebende sein. Aber nun kann ich heute schon mit einem Vorschlage für unsere Zukunft kommen. Ich bemerkte vorhin, es schmerze mich tief, jetzt nicht bei Dir sein zu können. Allein ein ehrenvoller Auftrag meiner Firma, der mich selbständig machen soll und auch fur unsere Zukunft von ganz besonderer Bedeutung wäre, ruft mich nächste Woche nach Nordamerika. Für die Vorbereitung und die Arbeiten, die noch unerläßlich sind, ist mir eine solch kurze Frist gegeben, daß ich hier beim besten Willen nicht abkommen kann. Nun, Liebste, ist es gar nicht notwendig, daß ich allein gehe. Wie ich Dich und Deine liebe Mutter kenne, wäre es für Euch demütigend und eine Qual, unter den so ganz veränderten Verhältnissen dort weiterzuleben. Was liegt also näher, was ist einfacher, als daß Ihr mit mir hinübergeht ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten, daß wir uns dort drüben eine neue Zukunft schaffen? Es wird meine Sorge sein, Euch das Leben

Die Hände des alten Fräuleins, die diesen Brief hielten, waren in den Schoß gesunken. Mit umflorten Blicken sah sie starr vor sich hin.

so zu gestalten, daß in hoffentlich absehbarer Zeit die schmerzlichen Bilder der Erinnerung verblassen.

Ich fahre nächsten Mittwoch von Hamburg ab. Schreibe mir sofort, damit wir alles Nähere ausmachen können. Im schlimmsten Falle, wenn Ihr nicht fertig werden solltet, müßtet Ihr mit einem späteren Schiffe nachkommen. Also schreibe gleich, ich warte mit Sehnsucht. Verzage nicht, es kommen wieder bessere Tage! Dafür laß sorgen in Liebe und Treue

Deinen Oskar."

Die zitternden Hände des alten Fräuleins, die diesen Brief hielten, waren in den Schoß gesunken. Mit umflorten Blicken sah sie starr vor sich hin.

Man hatte ihr damals, als sie genesen das Spital verließ, von diesem Briefe nichts gesagt. Die alte Magd, die bald darauf gestorben war, hatte ihn offenbar in die Schublade zu den andern gelegt und ihn dann vergessen.

Sie aber hatte an dem geliebten Manne gezweifelt, war von seinem Schweigen so tief verletzt und über seine Haltung so empört gewesen, daß sie die schönste Episode ihres Lebens für abgetan hielt und die Briefe nie mehr angerührt hatte, um nicht die alte Wunde wieder aufzureißen.

Und nun lag dieser Brief vergessen, uneröffnet und ungelesen mehr als dreißig Jahre in der Schublade ihres Schreibtisches, vergessen und begraben — mit ihm das Glück zweier Menschen!

Wahrscheinlich hatte ihr Oskar von drüben noch mehrmals geschrieben. Da aber war sie schon mit ihrer Dame auf Reisen in aller Welt gewesen. Die Briefe hatten sie, die hinter sich alle Brücken abgebrochen, nie erreicht. Welche Tragik lag in diesem Versehen!

Leontine Bessers Händen war der Brief entfallen, ihr Haupt auf die Brust gesunken. In schmerzlichen Gedanken vertieft, saß sie lange, während Träne um Träne über die blassen, welken Wangen lief.

Dann richtete sie sich auf. Sie hatte noch eine Pflicht zu erfüllen. Sie wollte nach St. Gallen an die Firma schreiben, bei der Oskar damals in Diensten stand, und sich nach ihm erkundigen. War er noch am Leben, so wollte sie ihm mitteilen, welchem furchtbaren Verhängnis ihr Glück zum Opfer gefallen sei, ihn um Verzeihung bitten, daß sie an seiner Liebe zweifelte, und ihm sagen, daß sie einsam geblieben sei, ihn nie vergessen konnte und ihm die einzigen schönen Tage ihres Leben danke. Wenn es auch nicht in ihrer Macht liege, noch etwas gutzumachen oder gar Versäumtes nachzuholen, so möge er ihrer doch nicht in Bitterkeit gedenken.

Nach vier Tagen war die Antwort auf ihre Anfrage aus St. Gallen da:

„Auf Ihr Schreiben vom 15. ds. Mts.", so schrieb die Firma, „teilen wir Ihnen mit, daß unser Teilhaber, Herr Oskar Wachter, als Chef unseres Newyorker Hauses schon vor zehn Jahren unverheiratet einem kurzen, aber schmerzlichen Leiden auf einer Reise nach Kalifornien in San Franzisko erlegen ist."

Mit trockenen Augen las Leontine Besser diese wenigen Zeilen. Dann aber preßte sie plötzlich die schmale Hand auf ihr Herz, das so qualvoll unruhig schlug, als wollte es sich noch einmal aufbäumen gegen das unbarmherzige, grausame Schicksal. Zu spät . . .

Leontine Besser schnürte die Briefe wieder zusammen und legte sie in die Lade zurück. Als sie sie schloß, da war es ihr, als hätte sie ganz und endgültig mit ihrem Leben abgeschlossen.

Und dieses Gefühl war ihr wie eine Todesahnung geblieben; denn es war kaum ein Monat vergangen, da fand die Dienerin Leontine Besser eines Nachmittags in ihrem Lehnstuhle mit geschlossenen Augen, den Kopf sanft zur Seite geneigt, eingeschlummert, still und ohne Schmerzen zum letzte Schlafe, der diesem armen, gequälten Herzen Ruhe und Frieden brachte . . .

Der Fünfer

Eine kleine Heiratsgeschichte von Johannes Wunsch

Herr Professor Trefflich gedachte zu heiraten. Das war nun nicht schlimm, sondern ein ganz vortrefflicher Gedanke! Er hatte das Junggesellenleben mit seinen tausend täglichen Annehmlichkeiten uud Widerwärtigkeiten herzlich satt. Das ewige Staubwischen seiner möblierten Wirtsfrau, einer ehrbaren mütterlichen Wittib, stieg ihm zum Hals heraus; denn jedesmal, wenn er von der Schule nach Hause kam, war sein schöner Schreibtisch eine Stätte der tostlosesten Verwüstung: Alles war fein säuberlich geordnet!

Das letztere glaubte wohl seine gute Wirtin; aber Professor Trefflich war stets wütend, wenn er den Homer oder Vigil unter alten Zeitungen hervorsuchen mußte. Es war einfach nicht mehr zum aushalten. Und das war gut.

Professor Trefflich war ein Mann der Tat und fragte eines schönen Tages seinen viel älteren mathematischen Kollegen Wurzel, wie man es machen müsse, um zu einer ordnungsliebenden Hausfrau zu gelangen. Kollege Wurzel war schon seit langer Zeit ein braver Ehemann, der jedes zweite Jahr mit mathematischer Sicherheit und genauer astronomischer Berechnung Familienzuwachs erhielt.

Herr Wurzel hatte demnach Mitgefühl und versprach ihm seine älteste Tochter zur ehelichen Gesponsin fürs ganze Leben

„Meine Tochter Anna ist häuslich erzogen, kann gut kochen, backen, bügeln, Staubwischen und liest die Gedichte Homers im Urtext besser als alle Primaner . . . .“

„Ja“, sagte hierauf Professor Trefflich, „das freut mich wohl sehr, aber ohne Aufnahmeprüfung wird es leider nicht gehen; Sie wissen, es ist amtliche Vorschrift . . .“ Und er wiegte nachdenklich sein gelehrtes Haupt.

„Ich verstehe“, entgegnete Kollege Wurzel, „wir müssen den Tag und die Stunde festsetzen; ein Zeugnisformular haben Sie doch, oder . . ?“

„Gewiß, Herr Kollege! Wäre es nicht vorteilhaft, zur Abnahme der Prüfung noch einige Herren aus den Oberklassen hinzuzuziehen . . ?

„Ist nicht nötig; das besorgt schon alles meine Frau.“

So Herr Wurzel.

Er war, wie gesagt, schon lange verheiratet und hatte die Hörner abgestoßen.

Und zudem sollte die Prüfung nicht unnötigerweise erschwert werden, denn man hat heutzutage große Mühe, ein halbes Dutzend Töchter an den Mann zu bringen. Die Konkurrenz ist zu groß!

Es wurde also der nächste schulfreie Nachmittag für das Examen festgesetzt. Prüfungslokal war die gemütliche Wohnstube der Familie Wurzel. Und Frau Wurzel gab sich alle Mühe, ihrer ältesten Tochter klar zu machen, wie die Schwierigkeiten am leichtesten zu überwinden seien; sie war eine praktische Hausfrau und treubesorgte Mutter und hatte mit feinfühlenden Kennerblicken herausgefunden, daß die schwache Seite des Herrn Trefflich in einem guten Bohnenkaffee mit Streuselkuchen bestand.

Zur festgesetzten Stunde erschien auch Professor Trefflich und wurde von der gesamten Familie überaus freundlich empfangen, Er hatte seine schwarze Ledermappe mit allerhand Büchern und Heften bei sich.

„Nun, da kann ja das Examen gleich beginnen! meinte er lächelnd, Auch Frau Wurzel lächelte und drückte ihn mit sanfter Hand ins weiche Sofaeck hinterm Tisch, wo er vorderhand gut aufgehoben war, während Anna mit hochrotem Kopf in der Küche verschwand.

Es dauerte nicht lange, so brachte sie einen wunderbaren Streuselkuchen zum Vorschein, stellte einen Strauß frischer Rosen auf den Tisch und holte dann den Kaffee.

„Alles von Anna selbst bereitet!“

So erklärte Frau Wurzel stolz.

Und Professor Trefflich schlürfte mit Kennerblicken den duftenden Mokka und knusperte selbstzufrieden den herrlich schmeckenden Kuchen. Sein ledernes Junggesellen-Herz frohlockte; und bei jedem Schluck Kaffee und bei jedem Stückchen Kuchen sagte er gedehnt: „Ah, ganz vortrefflich, wirklich prima, selbstverständlich eine Eins!“

„Noch eine Sache, Herr Kollege!“ nahm der Vater das Wort, „hier mein Schreibtisch wird stets von Anna geordnet, wunderbar, gelt?“

Herr Trefflich sah zu seiner Zufriedenheit, wie Bücher, Hefte, Manuskripte in geradezu genialer Unordnung auf dem breiten Tische lagen und er jubelte im stillen . . .

„Es ist gut“, sagte er mit Amtsmiene und holte einen Vordruck aus seiner Schulmappe hervor; es war ein Zeugnis, darauf er die Schulfächer durchstrich und hinter Deutsch das Wort „Kaffee“, hinter Latein „Kuchen“, hinter Griechisch „Schreibtischordnen“ und so hinter jedem gelehrten Fach ein anderes häusliches Arbeitsgebiet einsetzte, worauf er stets einen „Einser“ als Note dazuschrieb.

Frau Wurzel hatte ihren goldenen Zwicker aufgesetzt, um die Noten für ihre Tochter besser lesen zu können.

„Es ist alles gut und recht,“ meinte sie dann gedankenvoll, aber wo bleibt denn die Hauptsache, die Liebe . . .?“

„Ja, haben wir denn noch Platz dafür?“

So der prüfende Ehekandidat.

„Das kann an die Stelle von Mathematik kommen, die doch nichts taugt,“ sagte Frau

Wurzel mit einem Seitenblick auf ihren mathematischen Ehegemahl.

Und Herr Trefflich strich die Mathematik kaltblütig durch und setzte „Liebe“ daneben. Die Note für dieses Fach konnte er aber noch nicht dazusetzen, denn das war mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Fräulein Anna war plötzlich spröde geworden. Wohl hatte sie sich nach all den bisherigen Prüfungsstrapazen neben ihn gesetzt, zog aber schnell ihre Hand zurück, als er darnach greifen und sie zärtlich streicheln wollte. Es war nicht schön von ihr.

Die Amtsmiene des Herrn Trefflich kam zum Vorschein und grollend setzte er einen „Fünfer“ hinter die Liebe.

So war das Unglück geschehen!

„Es ist Hauptfach!“ murmelte er.

„Prüfling kann leider nicht so ohne weiteres versetzt werden!“ bemerkte Herr Wurzel, bei dem der Professor zum Durchbruch kam.

„Dummes Zeug!“ entgegnete die Mutter.

„Ist mir gleich!“ sagte schnippisch Anna, der weibliche Prüfling.

Man zählte nochmals die Noten zusammen, verglich sie gegenseitig, rechnete — — es ging nicht.

Ein Fünfer im Zeugnis! Es war sehr schlimm, eine böse Sache.

„Eine Nachprüfung im Hauptfach Liebe muß stattfinden!“ Das war das Resultat der langen Beratung. Wenn es wenigstens ein Nebenfach gewesen wäre, aber so . . .

Und die Nachprüfung fand statt.

Am nächsten Tag.

Professor Trefflich hatte sich die Sache überlegt und holte Fräulein Anna zu einem Spaziergang nach Günterstal, einem idyllisch gelegenen Vorort, ab. Und dort sollen sie eng aneinandergeschmiegt auf der Terrasse eines bekannten Hotels gesessen und Kaffee getrunken haben.

Und als Herr Trefflich endlich seine Brieftasche herauszog, um die Rechnung zu bezahlen, da fiel das Zeugnis heraus. Anna hob es rasch auf. Der treffliche Professor aber errötete wie sein jüngster Schüler, der auf böser Tat ertappt worden ist. Diesmal rettete er aber die Situation.

„Prüfung bestanden!“ sagte er nämlich lächelnd und strich den Fünfer durch, um an dessen Stelle eine glatte „Eins“ zu schreiben; „denn“, sagte er galant, „die Liebe ist doch das erste Hauptfach bei der Prüfung zur Ehe; was nützt den wohlschmeckendste Kaffee und der beste Kuchen, wenn die Liebe bei deren Herstellung und nachfolgenden Vertilgung nicht beteiligt ist.“

Einen Zweck erfüllte das Zeugnis aber doch noch; die glückliche Braut wollte ihrer Mama ein Stück Kuchen nach Hause bringen und wickelte dasselbe in das saubere mit den vortrefflichen Noten ihrer Fähigkeiten versehene Papier ein.

„Praktisch muß man sein im Leben und nicht pedantisch!“ erklärte sie resolut mit einem schalkhaft herausfordernden Blick auf ihren gelehrten Bräutigam.

Schwabenkinder aus Palästina fahren zum Rhein

Von Karl Götz-Bethlehem

Es gibt schwäbische Kolonien im Heiligen Lande. Sie wurden in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts von ernsten Tatchristen gegründet, die ein Gemeindeleben anstrebten, in dem nur der Wille Gottes oberstes Gesetz sein sollte. Diese Jerusalemsfreunde oder Templer gründeten so unter Führung des Theologen Christoph Hoffmann blühende Siedlungen bei Haifa, Jaffa, Jerusalem und Sarona, Wilhelma, Bethlehem bei Haifa. Schwere Opfer waren nötig. Aber jene Schwaben hielten stand, trotz alledem und alledem.

Heute sind ihre Siedlungen als Mustersiedlungen weithin bekannt. In allen ist das Leben ganz deutsch. Ganz deutsch ist auch alles Schaffen in dem stattlichen Schulhaus der jüngsten Kolonie, der kleinsten, Bethlehem bei Haifa, die gerade 100 Einwohner, darunter 35 Kinder, zählt. Die Größeren dieser Schar haben nie einen sehnlicheren Wunsch gehabt als den, einmal die Heimat ihrer Großväter sehen zu dürfen, Deutschland, das all ihr Sinnen, das alle ihre Herzen umfaßte.

Eines Tages schrieben wir einen schüchternen Brief an die deutsche Levantelinie und schrieben von unserer großen Sehnsucht Und die Levantelinie schrieb uns, sie wolle uns gern auf einem ihrer Frachtschiffe umsonst mitnehmen. Dann

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

gabs ein Jubel und ein Fest. Und es wurde geschafft bei Tag und bei Nacht im Schwabendorf Bethlehem bei Haifa. Nicht nur alle äußeren Dinge, alle organisatorischen Arbeiten mußten erledigt werden, es mußte diese größte Fahrt, die je von einer Schule gemacht wurde, diese Heimatsehnsuchtsfahrt, auch innerlich wohl vorbereitet werden. Denn sie durfte keine Sensation werden. Sie durfte nur die schönsten und größten Dinge in den Herzen und Sinnen dieser Kinder wecken und kräftig machen. Aus einer Schulgemeinschaft mußte eine Lebensgemeinschaft auf Monate werden. Aber schließlich war alles bereit, die Herzen waren gestimmt, die Koffer gepackt und die Pässe visiert. Da mußte die Reederei schreiben, es werde nichts, der Dampfer müsse einen andern Reiseweg nehmen. Entrüstung, Enttäuschung! Aber ein Telegramm aus Hamburg machte alles wieder gut. Und ein kleinerer Dampfer, die „Galilea", nahm das Trüpplein von Alexandrien aus mit ins Meer. Und so fuhren eines Tages 16 deutsche Kinder zwischen 12 und 15 Jahren mit ihrem jungen Lehrer und seiner Frau zu ihrer entlegenen Kolonie hinter dem Karmel hinaus. In einer ganztägigen Fahrt durch die Wüste über den Suezkanal nach Kairo. Als erste deutsche Schule pflanzten diese Palästinaschwäblein ihren schwäbischen Wimpel an den Pyramiden auf. In Alexandria aber wartete ihre „Galilea" auf sie. Ein Frachtschiff. Klein. Lager auf dem Boden. Speisesaal: ein mit Segeltuch abgedichteter Winkel an Deck. Aber ein Herrenleben! Wenn man jung genug dazu war und auf die Zähne beißen konnte. Die ganze Besatzung schloß die junge, wanderfrohe Gesellschaft ins Herz, besonders der Kapitän Bradhering und Sautje Sturm, der Koch. Beim Abschied gabs Tränen hüben und drüben. Man schaffte mit, wo's Arbeit gab, man sang, hielt Schule, las vor, musizierte, faulenzte. War seekrank. Sehr, sehr seekrank, daß man in Malta aussteigen wollte um umzukehren. Aber es wurde besser. Und es wurde alles recht. Man erlebte das Meer. Und den Atem der weiten Welt. Man erlebte das Meer in all seiner Süße und in all seiner aufbrausenden Urgewalt. Und man erlebte den Atem Gottes. Ja, das war eine Fahrt. Richtige Seefahrt, dem Schiff ganz am Herzen, allein mit der Mannschaft und einer tüchtigen Frachtladung! Und wohin ging die Fahrt: Alexandria, Valletta auf Malta, Oran, Portimao in Portugal, Rotterdam, Hamburg. Das dauerte 3 Wochen lang. Und dann kam Deutschland! Hamburg, Berlin und Potsdam, Witteberg, Dessau, der Harz, der Rhein von Köln bis Mainz, der Main, das Land der Franken von Wertheim über Würzburg und Rothenburg nach Dinkelsbühl. Und dann kam Schwaben. Heidenheim,

Die älteste und schönste deutsche Kolonie im Heiligen Lande: Haifa. Die Söhne der Haifaner Kolonisten gründeten 1906 die Kolonie Bethlehem bei Haifa

Stuttgart, der Schwarzwald, Tübingen, Ulm, das Schwäbische Meer, der Zeppelin, Lindau, die Alpen, Innsbruck, Triest. Und weil man nicht bis zum nächsten Freischiff von der Levantelinie warten konnte, war es der Dampfer „Celio" des Lloyd Triestino, der die Schar gegen eine ganz mäßige Entschädigung bei ganz mäßigen Ansprüchen in 6 Tagen durch den Kanal von Korinth nach Haifa zurückbrachte. Nach 4 Monaten.

Ja, dazwischen lag Deutschland. Ein gewaltiges, großes Erleben! An all den Orten, an denen wir waren, waren wir Gäste der Ortsgruppen im Verein für das Deutschtum im Ausland. An all den Orten erlebte unser kleines Häuflein unsagbar viel Liebe und Gütigkeit. Und als es von Königswinter und von Wertheim schied, da standen in allen Augen die Tränen. Und heute fliegen ungezählte liebe Brieflein hinüber und herüber über das blaue Meer. Eine Ortsgruppe im V. D. A. hat immer der anderen Gutes von der jungen Gruppe berichtet. Man hat sich überall an diesen herzhaften Buben, an diesen apfelrotbackigen, langzopfigen Mädels gefreut, die so herzhaft, so ganz ursprünglich lachen konnten. An all den Orten, von Kairo an, haben wir palästinadeutsche Abende gehalten. Ganz schlicht. Mit einigen schlichten Chörlein, mit ein bißchen Mundharmonikamusik, mit arabischen Tänzen, der Erzählung des Führers und mit Lichtbildern. Und über diesen schlichten Abend, „der einem so warm nach dem Herzen griff", und der oft von über 1500 Menschen besucht war, haben viele hundert Zeitungen Gutes und Liebes geschrieben. Und in unzähligen Blättern kamen Bilder von den jungen Weltfahrern. Dreimal haben wir im Radio eine Stunde gehalten. In Hamburg und in Köln und in Stuttgart. Und haben darauf jedesmal einen Korb voll Briefe bekommen.

Wir haben die schönsten Gaue des deutschen Landes gesehen. Das deutsche Nordland und den Harz, wo wir mitten in Harzwaldherrlichkeit auf der prächtigen Rammelburg auf Einladung von Freifrau von Heimburg Gäste waren.

Und dann den Rhein! Er ist uns zum unvergleichlichen Erlebnis geworden, der freie Rhein, an dem wir allerorten so viel Liebe empfangen durften. Nach einer ganztägigen Fahrt durch Westfalenland kamen wir nach Köln, wo uns unser treubesorgter Herr Petersilge mit samt unseren sieben Sachen in die prächtige Kölner Jugendherberge holte! In jene bestorganisierte Großjugendherberge Deutschlands! Welcher Unterschied zu jenem Haus der Jugend in Berlin, in dem wir hatten die dortigen Tage mit vorwiegend kommunistischer Jugend verbringen müssen. Wir waren nun in Köln zusammen mit Jugendlichen aus acht verschiedenen Nationen. Wir waren am weitesten her. Es war erstaunlich, welch straffe Zucht, welch peinliche Ordnung hier herrschte, wie ruhig hier alles herging, wo doch gleichzeitig 600 Menschen im lautesten Alter hausten.

Gleich der erste Tag im alten heiligen Köln war ein Erlebnis, das wir nie vergessen werden. Wir fuhren mit 70 Deutschen aus Rumänien, aus Siebenbürgen auf dem Rhein nach Leverkusen. Es war ein Regentag, ein ganz böser Regentag sogar. Die Stimmung wäre um ein Haar in den Rhein gefallen. Aber schlechte Stimmung lag unsern Kindern nie. Und so sangen wir, sangen aus heller Jugendlust heraus in den grauen Tag hinein. Und die anderen Brüder von weit draußen über der deutschen Grenze sangen auch mit. Und als wir in die Werke der J. G. Farbenindustrie kamen, waren wir eine Familie geworden. Es würde nun viel zu weit führen, verehrte Leser, am deutschen Rhein, wenn ich euch erzählen wollte, was wir an diesem Tage alles sehen durften. Wir waren im größten deutschen Werk, in einem der größten Werke der Welt. Ich habe die größten Werke der Vereinigten Staaten besichtigt. Aber nie habe ich so viel Organisation, so viel Geist, so viel Sauberkeit und Disziplin gesehen wie in diesem Werke. Wir standen vor riesenhaften Hochöfen, wir erlebten mit, wie man Indanthrenfarben macht, wie man Aspirin macht, wie man's verpackt. Die Sinne wollten uns fast stille stehen bei diesen gewaltigen Eindrücken, die uns von Dr. Caspari in einem anschließenden Filmvortrag noch vertieft wurden. Das war deutsches, das war rheinisches Schaffen! Nachher saßen wir im Kasino noch lange gemütlich beisammen. Nach der Rückkehr nach Köln besuchten wir die Ausstellung „Stadt und Land" und folgten im Anschluß daran einer Einladung der Stadt zu Kaffee und Kuchen. Am Abend waren im Stapelhaus viele Menschen um uns. Es wurde uns von Herrn Chefredakteur Dr. Karl Höber von der „Kölnischen Volkszeitung", von Herrn Syndikus Dr. Meyer und von Herrn Professor Czak

aus Hermannstadt so viel Gutes gesagt. Ja, und dann sahen wir in Köln den heiligen Dom! Und erlebten deutsche Gotik zu allertiefst! Und dann sahen wir den Heinzelmännchenbrunnen und das Haus mit den beiden Pferdeköpfen. Und den Betrieb der „Kölnischen Volkszeitung" und den Flugplatz. Und wir sahen noch viele andere schöne Dinge. Wir waren auch eine halbe Stunde beim Westdeutschen Rundfunk. Nachher kamen von vielen Orten am Rhein und von Hamburg und von Breslau und von Friedrichshafen her so viel Liebe erwiesen! Und ich habe nie so viele Tränen gesehen wie in Königswinter, als wir schließlich scheiden mußten.

In Andernach waren wir in der alten Jugendherberge in dem Stadtturm und ruhten, ganz in der Stille, unerkannt und heimlich, aus von vielen Begrüßungen und Veranstaltungen. Und wir wanderten am Rhein und sogen viel Herrlichkeit deutschen Landes in uns ein für die Jahre, in denen wir wieder in der einsamen, steinigen Stille unserer südlichen palästinischen Heimat leben werden. In Koblenz

In arabischen Gewändern vor der Rheinhalle in Koblenz

verschiedene Dutzend Briefe auf diese halbe Stunde. Und solange ich die ersten Urteile am Telephon hörte, saßen unsere Kinder in dem großen Aufnahmeraum der „Werag", ihre Schokoladepaketchen vom Intendanten in den Händen und hörten da zum ersten Male einem großen Orchester zu und sahen zum ersten Mal in ihrem Leben eine — Baßgeige!

Aber ich muß weitermachen! Von Köln gings nach Königswinter, der Weinstadt am Rhein. Hei, waren das Tage! Tage voller Fröhlichkeit, voller Glückseligkeit! Wir wurden betreut von so lieben Menschen und wir alle in so guten Quartieren. Es war wieder ein palästinadeutscher Abend in einem überfülltem Saal. An einem Nachmittag waren wir an diesem herrlichen Fleck deutscher Erde zweimal zu Kaffee und Kuchen geladen. Man hat uns mußten wir unsere Veranstaltung zweimal halten. Wir standen dort alle zusammen am Deutschen Eck und auf der Feste Ehrenbreitstein. Und an einem Sonntag nahm uns der Dampfer „Roland" mit nach Rüdesheim und wieder zurück und die Stadt Koblenz ließ uns ein Essen geben. Das war ein Tag! Auf dem Rhein, wo er am schönsten ist! Dort, wo zwischen den Rebhängen die Burgen stecken, dort, wo die alten Winkelstädtchen sich geborgen zwischen Hang und Fluß kuscheln, dort wo sich um jeden Berg und um jede Burg und um jeden Fels eine Sage rankt, dort, wo man singen muß, singen, den lieben, langen Tag. An der Loreley, bei Aßmannshausen bei Caub, bei Rüdesheim, am Niederwalddenkmal! Jawohl, wir waren droben, vor dem Denkmal an Tage deutscher Einmütigkeit

Und drunten floß der Rhein. Nein, sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein! Auch wir wollen Hüter sein, wie es droben am Denkmal steht. Auch wir da draußen in der Welt, auf fernem Vorposten. Dadurch, daß wir uns Mühe geben, dem deutschen Namen allezeit Ehre zu machen.

Und dann ging es ins goldene Mainz! Nie haben wir in einem geschmackvolleren Saal gesungen und erzählt als in dem Stadthallesaal in Mainz Nirgends haben wir herzlicheren, wärmeren Beifall erlebt wie dort. Und heute hängt ein großes Bild der alten Stadt in unserem Schulzimmer und viele Brieflein fliegen hin und wieder her zu uns. Wir gaben dem Rhein nochmals viele Grüße mit an alle die Orte, an denen wir gewesen waren. An die Orte, die wir nie vergessen werden, mit denen uns tausend Fäden herzlich und eng verbinden.

Die Sonntagsglocken

Skizze von Aloys Buschmann (Nachdruck verboten)

Damals war es gewesen, als die Sonntagsglocken ihren Hochgesang über die weite Erde jauchzten und im Maienglanze die Erde sich öffnete, aus brennenden, lebe- und wärmespendenden Sonnengluten ihre erste keusche, frühlingsfrische Schönheit der Menschheit zu spenden Da hatten zwei frühlingsschöne, hoffnungsfreudige Menschenkinder am niederen Gartenzaun zusammengestanden und hatten Liebe um Liebe ausgetauscht.

Damals war es, als der auf seine Zukunft bauende Prokurist der Weltfirma Walter und Co. seine Hände in die der einzigen Tochter seines Prinzipals legte, um ihr die Liebe zu gestehen, die eine wunderholde Menschenblüte in ihm wachgerufen hatte.

Damals war es gewesen, als der Prinzipal mit düsterer Miene dem Prokuristen sein Haus verbot und diesen in ein Elend sandte, aus dem leuchtend die Blumen seiner Zukunft hervorsprossen sollten.

Damals war es gewesen!... Und heute?!

*

Das hatte er sich nicht bieten lassen, der erste Prokurist des Hauses Walter u. Co., daß der sonst so menschenfreundliche Geheimrat, der Inhaber der Firma, ihn von sich stieß, weil er es gewagt hatte, der einzigen Tochter die Hand zum Lebensbunde zu reichen. Als Reserveoffizier hatte er den Weg gefunden, der ihn hinwegwies von dem Grabe seines erträumten Glückes und ihn auf afrikanischem Boden in Sandwüsten führte, wo ein dunkler Feind hinterlistig auf der „Weißen" Leben lauerte.

Dann war es so gewesen! Ueber vierundzwanzig Stunden hatten Reiter und Roß in brennender Glut die ersehnte Erquickung entbehren müssen. Kein Wasser ringsum. Er war mit seinen Leuten vorausgesandt worden, eine Quelle ausfindig zu machen. Da trugen ihm auf dem Marsche die Kundschafter Nachricht zu, daß eine große Anzahl Feinde eine Quelle besetzt halte. Wie dann die ersten Pfeile und Kugeln ihn und seine Leute umschwirrten, als auf einem flachen, ungedeckten Terrain so viele seiner Krieger fielen, da hatte er sich mit dem Rest seiner Mannen hinter den Leichen von Roß und Reiter verschanzt, von dort Tod und Verderben dem Feinde zu bringen. Ein jeder Schuß streckte einen Schwarzen nieder, so daß bald der Feind in wilder Flucht dahinstob. Dann wollte er zum Sturme vorrücken. In diesem Augenblick hatte eine Kugel seine Schulter zerschmettert. Heil Kaiser Dir!" war sein letzter Ruf. Dann sank er zusammen in die Arme derer, welche seine Mannschaft verstärkten.

Als drunten im heißen Tropenbrande eine junge, stolze Mannesseele mit dem Tode rang, verblaßten hoch droben im Vaterlande zwei blühende Mädchenwangen, während ein Mädchenherz in unsäglicher Sehnsucht dem Geliebten entgegenrief, dessen Leib auf afrikanischem Boden in Todeszuckungen sich krümmte. Dann hatten zwei dunkle Mädchenaugen die Kunde gelesen, welche die Zeitung in der Nachricht brachte, daß Leutnant Werder, früher Prokurist im Hause Walter u. Co., nach rühmlichem Vorgehen gefallen sei und schwer krank darniederliege. Ein furchtbarer Weheschrei hatte damals die Bediensteten in das Gemach gerufen, in welchem eine Ohnmächtige auf den Teppich hingestreckt war, während eine totenblasse Hand die Zeitung mit der düsteren Nachricht umklammerte. Dann waren schwere Mo-

nate gekommen. Des Geheimrats einzige Tochter rang mit dem Tode, während von Tag zu Tag ein junger, tapferer Leutnant neuem Leben entgegenatmete.

. . . Eine dunkle Nacht! . . . Am Lager der einzigen Tochter steht der Geheimrat. Alle Kunst der Aerzte scheint hier vergeblich zu sein. Da ringt es sich verzweifelnd von seinen Lippen: „Virginia, stirb mir nicht! Werder kehrt zurück und ist gesund!“ Waren diese Worte in die Ohren der Sterbenden gedrungen? Hatte der Klang des heißgeliebten Namens ein zerfließendes Menschenleben zurückgerufen?! Schwer heben sich die dunklen Lider der Kranken und ein aus der Tiefe aufsteigender, fragender Blick wirft sich dem Antlitz des Vaters entgegen, einem Antlitz, aus welchem der schwer Leidenden die Worte entgegenströmen: „Werder wird gesund und kehrt zurück. Eurer Verbindung steht nichts mehr entgegen.“ „Vater!!“ Wie ein Jubelhauch preßt es sich von den bleichen Lippen, wie ein Jubelhauch, in welchem neue Kraft dem hinsinkenden Leben geschenkt wird.

Während auf weitem Ozean das stolze Schiff einen Rekonvaleszenten der Heimat zuführt, geht am Arme des Geheimrats dessen Tochter auf der breiten Veranda neuem Leben mit zitternden Schritten entgegen.

Sonntagsglocken! . . . Er, den der Kaiser für seine besonderen Verdienste mit höchster Auszeichnung belohnt hat, lehnt auf der Veranda seines zukünftigen Schwiegervaters sich fest an die holde Mädchenblüte, der ein freudiges Aufpochen des Herzens nach düsteren Krankentagen ein erstes liebliches Rot auf die Wangen malt. Berauschend duftet der Flieder, während seine Sonnenstrahlen in unvergleichlicher Schönheit und Anmut spielen um die prachtstrotzenden Blumenteppiche zu ihren Füßen. Es ist Samstag abend. Eben flüstern innig weiche Mädchenlippen: „Du mein einzig Geliebter, fast Verlorener,“ da hebt die Kirchenuhr zum Schlage aus und in die ganze Schönheit zweier frühlingsfroher Menschenherzen, in die übergroße Pracht der Maiennatur flutete jauchzend der Hochgesang der Sonntagsglocken.

Aus der Heimat der Kuckucksuhr

Geschichte und Entwicklung des Schwarzwälder Uhrenbaus

Es gibt wohl kaum ein Erzeugnis der Industrie, das so auf der ganzen Welt verbreitet ist und das Kennzeichen seines Ursprungslandes so deutlich vorzeigt, wie die Schwarzwälder Kukkucksuhr. Dieses braune, geschnitzte Häuschen, in dem beim Stundenschlag aus geöffnetem Fensterlein der bewegliche Kuckuck seinen Ruf erschallen läßt, hat etwas überaus Gemütliches und Anheimelndes an sich, welches diese Uhr zur Familienuhr in der ganzen Welt gemacht hat. Daß aber die Kuckucksuhr ihrer Herkunft und Entwicklungsgeschichte nach ein spezifisches Erzeugnis des badischen Schwarzwaldes ist, ist vielleicht nicht so allgemein bekannt, wie man bei der Verbreitung dieser Uhrenart annehmen dürfte. Nach den geschichtlichen Ueberlieferungen aus dem eigentlichen Heimatgebiet der Schwarzwalduhr, den Höfen und Orten des mittleren Schwarzwaldes, die auf den Höhen und in den Tälern um Triberg herum sich gruppieren, feierte die kuckuckrufende Uhr im Jahr 1930 ihren 200. Geburtstag. Und zwar soll es Anton Ketterer von Schönwald gewesen sein, der um das Jahr 1730 zum erstenmal dem Räderwerk der Schwarzwälderuhr das Schlagwerk beifügte und mittels zweier kleiner Blasbälge den Flötenton des Kuckucks zum Stundenschlag hervorbrachte. Schon lange vorher war ja der Schwarzwald bereits die Heimat der Uhrenherstellung und des Uhrenhandels geworden. Der Bastelgeist und die Schnitzkunst des Schwarzwälders ließen schon frühzeitig, ja sogar mitten in den Wirren des 30jährigen Krieges — schon um das Jahr 1634 gab es im Schwarzwald Uhren — die ersten Schwarzwälder Uhren entstehen. Natürlich waren diese ersten Chronometer in Ausführung und Material denkbar einfach: Das dem Schwarzwälder so reichlich zur Verfügung stehende und in seiner Bearbeitungsweise wohl vertraute Holz war der Stoff, aus dem er in mühseliger Arbeit mit dem Schnitzmesser Zahnräder, Wellen und Waagen, Zeiger und Zifferblätter hervorbrachte; als Antriebsgewicht setzte

ein Feldstein das Räderwerk in Bewegung, als Gangregler war ein wagrechter Balken, die Waag, angebracht, an welchem kleine Gewichte durch Verschieben nach innen oder außen den Gang der Uhr beschleunigten oder verlangsamten. Da die Uhren dieser Konstruktion die Jahreszahl 1640 tragen, nimmt man an, daß dies auch das Baujahr der ersten Uhrenmodelle ist. Auf dem Rödeck bei Waldau steht ein alter Glashof, an dem eine Gedenktafel folgende Worte trägt: „In diesem Haus, dem sog. Glashof zu Waldau (Rödeck), verfertigten um 1640 die Gebrüder Kreutze die erste Schwarzwälder Uhr". Die Geschicklichkeit und der Erfindergeist der Schwarzwälder Uhrenbauer führten schon bald dazu, durch Vereinfachung und Mechanisierung der Herstellung die Zahl der produzierten Uhren zu erhöhen. Eine wichtige Einrichtung ist in diesem Zusammenhang das sogen. Zahngeschirr, das von Matthias Löffler kurz vor Beginn des 18. Jahrhunderts in Gütenbach erfunden wurde und die Herstellung der Zahnräder auf nahezu maschinellem Wege ermöglichten. In etwa dieselbe Zeit fällt auch schon der wichtige Uebergang vom Holzmaterial zum Metall, und zwar zum Messing, welches eine Steigerung der Produktion und eine Präzisierung des Ganges ermöglichte. Die Lust an der Bastelei und an der Herstellung von Spielzeugen, die dem Schwarzwälder im Blute liegt, und der er an den langen Winterabenden nachgehen kann, hat seit der Konstruktion der Kuckucksuhr eine Unmenge von Kunst- und Spieluhren hervorgebracht, die ebenso originell wie zugkräftig für den Absatz der Uhrenbauprodukte wirkten. Eine kleine Auswahl nur aus den vielen Arten von Spieluhren möge die blühende Phantasie der Schwarzwälder Uhrenbauer beweisen: Bewegliche Figuren, die beim Stundenschlag in Aktion traten, waren der Augendreher, der Mäher, der eine Sense schwingt, die hin- und hergehende Schildwache, der Kapuziner, der morgens und abends die Betglocke läutet, der Knödelfresser, der bei jedem Stundenschlag einen, und zwar immer denselben Knödel in seinen unersättlichen Schlund schiebt, zwei sich stoßende Böcke, der Metzger, der einen Ochsen schlägt, die zwölf Apostel, die beim Stundenschlag erscheinen usw. Etwas gruselig sind Enthauptungsuhren. Bei ihnen wurde einem Mann, wahrscheinlich Johannes dem Täufer, jede Stunde der Kopf abgeschlagen und nach dem letzten Schlag wieder von einer Figur aufgesetzt. Der Hang zum Basteln und Spielen ist dem Schwarzwälder Uhrengewerbe bis auf den heutigen Tag geblieben. Immer neue originelle Abarten des Zeitmessers werden ausgedacht und gebaut, in der letzten Zeit z. B. die Weckeruhr, die Licht macht, der Hund, dessen rotierende Augäpfel Minuten und Stunden anzeigen, allgemein hat die Lust am Basteln und Konstruieren von der Kuckucksuhr im Schwarzwald übergeführt zur Kunst- und Spieluhr, bei der Walzen ein Musikwerk von Glöckchen oder Flöten eine Melodie spielen lassen, und schließlich zum Bau der Schwarzwälder Spielwerke oder Orchestrions geführt, die in der ganzen Welt verbreitet sind und automatische Musikinstrumente von höchster Vollkommenheit darstellen. In diesem Produktionszweig werden Spielwerke im Preise bis 50000 Mk. das Stück gebaut.

Furtwangen im Schwarzwald

Die früheren Uhrenbauer im Schwarzwald waren auch ihre eigenen Händler, die auf hohen Krätzen die mannigfaltigen Erzeugnisse ihrer Kunst selbst in die Welt hinaustrugen. Von diesem Erwerbszweig berichtet eine Chronik der Vorderösterreichischen Obervogtei Triberg aus dem Jahre 1789, in welcher der damalige Obervogt berichtet: „Ville ernähren sich mit dem salvavenia Schweinhandel, als welche sie dem 1000 nach aus dem Bayerlandt abhollen

und dortigen Enden wider verkaufen, ander aber auch mit Verfertigung hölzenner Uhren, welche sie sodann in großer Anzahl in die entfernteste Länder, ja bis in Schwedten und Mosgau verführen und sie allda andurch einen Verdienst zu erobern trachten." Die Figuren der Schwarzwälder Uhrenhändler waren deshalb bis zum 18. Jahrhundert eine typische Erscheinung in allen Städten, ja sogar bis in das 20. Jahrhundert hinein haben sich wandernde Uhrenhändler des Schwarzwaldes erhalten; einer der letzten ist vor einem halben Jahre erst gestorben. Die Schwarzwälder Uhrenindustrie, die im Anfang ihres Bestehens als Hausindustrie von einzelnen Höfen des Schwarzwaldes ihren Ausgang nahm, hat sich im Laufe der Zeit zu ungeahnter Ausdehnung entwikkelt. Im Jahre 1815 bereits ist eine Jahresproduktion von über 187000 Uhren zu berichten. Im Jahre 1855 beschäftigte die Anfertigung von Holzuhren, Spieluhren und Uhrenbestandteilen ungefähr 1600 Meister und 5000 Gehilfen. Heute ist die Schwarzwälder Uhrenindustrie ein weit bekannter Zusammenschluß großer Unternehmen, die nicht nur die gemütlichen Kuckucksuhren bauen, sondern auch die modernsten Präzisionsinstrumente für die heutige Zeitmessung herstellen.

Blick in eine Uhrmacher-Werkstätte

Die heutige deutsche Gesamtuhrenerzeugung beträgt etwa 16—18 Millionen Stück jährlich, das sind 60000 Stück am Tag, von denen rund 90% auf die Schwarzwälder Uhrenindustrie entfallen. Die eigentliche Schwarzwälder Uhrenindustrie liegt heute in den Verwaltungsbezirken Wolfach, Oberndorf, Rottweil, Villingen, Neustadt und Donaueschingen. An der Spitze der Uhrenfabrikationsorte stehen Villingen, St. Georgen, Schramberg, Schwenningen, Triberg, Furtwangen, Neustadt usw. Die Uhrenfabrikation zerfällt in zwei große Gruppen: Der eine Teil fertigt vorwiegend Massivuhren, das sind Qualitäts-Erzeugnisse bis zu den feinsten Präzisionsuhren, während die andere Gruppe nach dem amerikanischen System die sogen. „Amerikaneruhren" baut, wobei mehr auf Billigkeit der Erzeugnisse gesehen wird. Von dem gesamten Produktionswert der deutschen Uhrenindustrie im letzten Jahr im Betrag von 110 Millionen Reichsmark (47—50 Millionen RM. im Jahre 1913) ist der größte Teil auf die Seite der Schwarzwälder Uhrenindustrie zu buchen. Mit einem Export von rund 60 Millionen Reichsmark ist die deutsche Uhrenindustrie ein sehr wichtiger Teil unserer deutschen Qualitätsausfuhr.

Da wußte er . .

Von Henriette Brey

Das war dem Knecht Peter Niemand, der nun Soldat war, von allen unfaßbaren Dingen am unfaßbarsten — daß sie immer ein so seltsames Gerede hatten von der Heimat! Da hieß es, „die Heimat schützen mit Leib und Blut", „für die Heimat kämpfen", „für die Heimat sterben" — und so wehmütig klingende Heimwehlieder, daß man fast weinen mußte.

Er hatte nie über den Begriff „Heimat" nachgedacht Er hatte überhaupt noch nicht viel nachgedacht, der arme Peter Niemand. Seine schwerfälligen Gedanken trotteten mühsam einher wie abgetriebene Gäule. Nur so viel war ihm klar: Heimat, das war, wo man zu Hause war — nein, das war nicht richtig, sondern: wo sie über einen zu befehlen hatten — wo man ins Joch gespannt war. Wo man als Kind Hunger und Schelte gekriegt und später geneckt und gehänselt wurde — und wie ein Lasttier arbeiten mußte.

Das umschrieb ihm die Bedeutung von Heimat.

Und dafür all das Grausige? Fast ersticken in Blut und Schlamm und Sumpf? Dafür bluten und sich zerfetzen lassen? Nein, das machte ihm keiner weis! Man war doch bloß Soldat, weil, — na ja, weil man eben einen Zettel gekriegt hatte. Und die da oben es so wollten.

Peter Niemand wiegte den flachshaarigen Kopf mit den hellen, etwas leeren Augen und wälzte den Heimatgedanken hinter seiner flachen Stirn hin und her; und wußte so recht keine Handhabe, ihn anzupacken und in die Reihe zu bringen.

Den Kameraden stand ein Leuchten in den Augen, wenn von der Heimat ein Brief kam. Dann starrte Peter Niemand sie verwundert an, weil sie „so anders" aussahen.

Er selbst hatte niemals ein Leuchten in den Augen; denn Peter Niemand bekam von niemand einen Brief. Wer hätte auch ihm schreiben sollen? Etwa der Steinkampbauer, bei dem er in Dienst stand? Der hatte eigene Söhne draußen; dem wär's überhaupt nie eingefallen, dem verachteten Knecht, dem „Trottel und Tölpel", an dem alle ihren Mutwillen ausließen, zu schreiben — geschweige denn ihm was zu schicken!

So wußte Peter Niemand nichts von den goldenen Fäden, die jeden Menschen fast unlösbar an die Heimat ketten, und die so viel Schönes und Süßes bedeuten: Elterntreue, Frauenliebe und Kinderlachen. Und Kornbreiten und blauen Himmel und rauschenden Wald. Und vielleicht ein Häuschen mit grünen Läden. Und noch viel süße, unausdenkbare Dinge.

Wenn einer den Peter gefragt hätte nach seiner Herkunft, dem wäre wohl nur ein Achselzucken als Antwort geworden. Ja, wenn er das selbst wüßte! Wie heißt es doch irgendwo:

Ein Findling weint an grüner Halde.
Sein Vater der Sturm, seine Mutter die Nacht —
Sein Vetter der wilde Vogel im Walde!

Ja, ein Namenloser, den Wegarbeiter an der Dorfwiese fanden, in Lumpen gebündelt. Und so hatte der Bauer, der den Findling um geringes Kostgeld der Gemeinde abnahm, ihm den Namen Peter Niemand gegeben.

Es geschah eines Tages, daß Peter Niemand in Heimaturlaub fuhr. Ungern nur; aber was half's? Wenn „die da oben" einen schickten, hatte man eben zu gehorchen.

Der Steinkampbauer nahm den ehemaligen Knecht nicht sehr freundlich auf. Seine eigenen Buben bekamen noch immer keinen Urlaub, das wurmte ihm. Aber er behielt den Peter doch auf dem Hof, ließ ihn über dem Pferdestall schlafen und am Tisch mitessen. Freilich mußte der Urlauber tüchtig bei der Arbeit zugreifen.

Mißmutig schlenderte Peter Niemand des Abends zum Dorfe, wo wenigstens der eine oder andere fragte: „Na, Peter, können sie dich da gebrauchen? Hau nur tüchtig zu, daß die Sach' endlich geschafft wird."

Traurigkeit spann sich wie ein Bann um den jungen Menschen. Er ging unlustig weiter.

Drüben lag abseits die ärmliche Behausung der verwachsenen Gertrud Jansen, die auch so ein armseliges überflüssiges Wesen war, keinem zu Lieb und Freud. Aber wenigstens hatte sie eine Mutter gekannt; hatte Boden unter den Füßen.

Die Gertrud stand gebückt neben dem Hause und mühte sich vergebens, mit den schwachen Händen Reisigbündel aufzuschichten. Sie hatte wohl eins derselben zum Brennholz herausgezogen, und da war der ganze Haufen nachgestürzt.

„Wart', ich helf dir, Gertrud!" rief Peter sofort und griff kräftig ein. Dafür waren die dünnen Finger der Gertrud viel zu schwach.

In kurzer Zeit hatte er das Holz sauber und gleichmäßig aufgeschichtet, mit Bohnenstangen festgemacht.

„Sonst noch was?" rief er eifrig und spürte starke Arbeitsfreude. Und schon war ein Eimer am Ziehbrunnen mit Wasser gefüllt und samt dem Holz ins Haus getragen.

Das Mädchen stand da, erstaunt, sah stumm zu. Wußte nicht, wie ihr geschah.

Der Peter Niemand, den sie alle . . . Ein leises Rot färbte ihre schmalen Wangen, daß sie ganz jung aussah.

„Was bist du für ein guter Mensch, Peter!" sagte sie leise.

Da stieg in dem Burschen auf einmal eine Freude hoch.

„Soll ich dir auch Gras schneiden für die Ziege?" fragte er lebhaft. „Und da im Garten müßte . . . Ich hab' Zeit, tu's gern. So was ist nix für dich, Gertrud — hast zu feine Fingerchen."

Eine Stunde später saßen die beiden Ueberzähligen zusammen am Kaffeetisch: denn das hatte die Gertrud durchaus gewollt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ihr Gast griff, wie bei der Arbeit, auch jetzt wacker zu. Aber sie sprachen wenig — der Peter, weil er wenig zu sagen wußte; und das Mädchen, weil etwas so Neues in ihr dürftiges Leben getreten war. Sie sahen einander fast scheu an.

Ein guter Kerl ist er — ein armer Mensch, der nirgendwo hingehört, dachte das Mädchen und fühlte wunderliches Empfinden aufsteigen.

Peter Niemand aber war es so wohl ums Herz wie noch nie. Verwundert sah er immer die Gertrud an, die mit ihren feuchtschimmernden Augen und dem blaßroten Schein auf den Wangen und dem hellen Kraushaar ihm sogar hübsch vorkam. Die vielen Sommersprossen störten gar nicht. Und auch das mit dem Rücken — pah, man sah es kaum. Sie hatte ja so gewandte Finger — nähte für andere Leute in Tagelohn — machte sich selbst nette, lose Kleider, die das bißchen Auswuchs geschickt verhüllten.

Und — und überhaupt. — Ach Gott, wenn er doch nicht wieder fort brauchte!

„Gertrud, soll ich dir morgen Abend wieder helfen? Könnt' deinen Kartoffelacker noch besorgen. Hab' ja noch acht Tage Urlaub."

Ungeschickt fuhr er mit einem Finger über ihre Hand.

Des Mädchens Wangen wurden noch roter, als blühe sie von innen auf.

„Ja, gern, Peter . . . wenn du magst . . . Aber dann mußt du auch wieder mit mir Kaffee trinken . . . Und . . . darf ich dir mal ein Paket schicken, wenn du wieder . . . ich meine, aus der Heimat."

Er glänzte auf, nickte heftig.

„Ach ja, Gertrud — und einen Brief! Gelt, du schreibst mir? Hab noch nie im Leben einen Brief gekriegt."

„Sicher. Ich schreib dir; hab ja sonst auch keinen."

„Und wenn ich wieder komm?" Jetzt streichelte er unbeholfen zärtlich über ihren Arm und atmete tief auf. Es war ihm, als wisse er auf einmal, wohin er gehöre.

„Gertrud", stammelte er — und die Worte waren wie ihre Vögel, die ins Nest wollten — „Gertrud, ich bin nit der Klügste — weißt es ja: lachen alle über mich. Aber arbeiten kann ich. Gertrud, was meinst — wenn ich wiederkomme?"

„Kommst du zu mir", nickte sie leise . . . und der einfältige Knecht begriff sofort, welch zukunftsfrohes Versprechen hinter diesen schlichten Worten stand.

Zwei Menschen gehörten von jetzt ab zusammen.

„Mädel! . . . Gertrud", stieß er hervor und preßte heftig ihre Hände . . .

Da wußte Peter Niemand, was Heimat war.

Ellas Reise

Erzählung von G. Schiller (Nachdr. verb.)

Mit lachenden Mienen hatte die Familie Wilkens ihrer kleinen Heimatstadt Reben den Rücken gekehrt, um nach der weit größeren Stadt B. zu ziehen. Vater Wilkens, der in seiner neuen Stellung zum Prokuristen avanciert war, hatte beim Abgehen des Zuges nochmal mit dem Taschentuch winkend gegrüßt: „Ade, ihr Rebener Spießbürger, ihr könnt mir alle gestohlen werden . . ." Und Fräulein Ella, die damals Neunzehnjährige, lachte mit ihren beiden jüngeren Brüdern um die Wette, als Benno Schubert, der junge Postpraktikant, mit seinem Rosenstrauß aus dem elterlichen Garten so spät am Zug erschien, daß ihn der Schaffner unwillig beiseite schieben mußte und die roten und gelben Rosen von unbarmherzigen Füßen zertreten wurden! Ella konnte ihm nur spöttisch zunicken und weidete sich noch lange im Gedanken an das schmerzlich enttäuschte Gesicht des Rebener Spießbürgersohnes. Die zertretenen Rosen waren symbolisch für Benno Schuberts Liebe zu Ella Wilkens. Seine liebeglühenden, sehnsuchtsvollen Briefe wurden erst spöttisch, zuletzt überhaupt nicht mehr beantwortet. Ella lernte in der Großstadt andere Herren kennen und lieben — schade nur, daß diese alle so flatterhaft waren, keiner blieb an ihr hängen, wie es doch nun einmal sehnlichster Wunsch ihres eigenen sowie ihres mütterlichen Herzens war . . .

Fünf Jahre wohnten Wilkens schon in der Großstadt und fühlten sich auch stolz als Großstädter. Wohl war der Nimbus, den sie einst um diese fremde Stadt und ihre Menschen gewoben hatten, ziemlich zerstört. Die Menschen zeigten sich genau so kleinlich und gehässig als

anderswo; manche lachten über die spießbürgerlichen Gewohnheiten der Familie Wilkens, ganz besonders zogen sie die blonde Ella als Provinzmädel tüchtig auf. Ella hatte regen Verkehr mit Damen ihres Alters; die flirteten, klatschten und beneideten sich gegenseitig so viel wie's anging. Obwohl Herr Wilkens sich gehaltlich sehr verbessert hatte, reichte das Geld nie aus.

Es wurde wieder Sommer, und die Großstädter, die hier nur Staub schluckten, und so wenig in der Natur schwelgen konnten und so lebhaft von ihren Reisen — ach, die herrlichen Bekanntschaften, die man auf Reisen machte! Hella Lüders und Grete Noapp, Elfriede Hermann und Gertrud Schmidt hatten sich im vorigen Jahr ihre Männer aus den Bädern geholt; das ehemals so mitgliederreiche Kränzchen war zusammengeschrumpft; Hilde und Lotte Ecke sahen sich im Geiste auch schon in Rügen verlobt, Meta Hammer bekam sicherlich in Heringsdorf einen Bräutigam — na — und Ella Wilkens?" -- Neugierig sahen die Mädchen ihre bräutigamlose Kränzchenschwester an: „Hast du nichts in Aussicht?"

„So wenig wie ihr", erwiderte diese prompt, „wenn eure Badereise nur eine Jagd nach dem Manne sein soll, so danke ich bestens dafür. Ich gehe mit Mama nach Norderney, da will ich tüchtig baden und schwimmen, aber nicht nach den dummen Männern ausschauen!"

„Kannst du schwimmen, Ella?"

„Und ob — aber hier, in eurem engen Teich, wo die Fische einen ankrabbeln, puh — da macht mirs kein Vergnügen."

„Wo hast du schwimmen gelernt?"

„In Reben — im Rebener See — hei, das war eine Lust — der große See mit Tannen umkränzt — am Rande die Wasserrose — o, das war doch eine schöne Zeit."

Ellas Augen glänzten, vergessene Bilder tauchten vor ihren Augen auf — der schöne See, und nicht weit davon die herrlichen Gärten mit ihren blühenden Bäumen, im Herbst mit den reifenden Früchten — die Jugend grüßte sie in der Erinnerung. Die Jugend — sie lächelte schmerzlich; war sie schon alt?

„Du wirst fünfundzwanzig Jahre alt, Kind," sprach die Mutter jetzt recht oft; du bist noch immer unversorgt. Einen Beruf kann ich dir nicht besorgen, du eignest dich nur für Haushalt und Kinderstube. Die beste Versorgung wäre also eine Heirat" Und dann seufzte die Mutter immer aus tiefstem Herzen und schaute aus dem Fenster der vierstockigen Mietswohnung hinaus zum Himmel, als ob da ein blonder oder schwarzer Jüngling angeflogen käme. — Aber nichts rührte sich in den Lüften — und die Luftschiffer, die ab und zu auch mal über das Dach glitten, hatten nicht den Mut, hier zu halten . . .

Gesellschaften besuchte man sehr wenig — Ella war bekannt und wollte nicht den traurigen Ruhm einer alten Jungfer genießen. Als sie daher ihrer Mutter von den Badereisen ihrer Freundinnen und Kränzchenschwestern erzählte, hellte sich das sorgenvolle Gesicht der Mutter etwas auf. „Ja, auf Reisen hat schon mancher sein Glück gemacht," meinte sie nickend, „aber" — sie zeigte gleich wieder das melancholische Lächeln — „wie sollst du eine Badereise unternehmen können, uns fehlt ja das Geld dazu."

„Schick doch Ella nach Reben — in dem Schillingssee kann sie genug baden, und wenn auch kein Hecht anbeißt, so tuts vielleicht ein Karpfen," meinte Emil Wilkens, der junge, naseweise Student gelegentlich solch mütterlicher Stoßseufzer.

Ella wurde flammend rot. „O, sprecht doch bloß vor dem Schlingel nichts aus, er ist imstand und blamiert mich vor meinen Freundinnen."

„Hast du ihnen denn etwas von deiner Sommerreise erzählt?" fragte der Vater mißgelaunt.

„Wo alles prahlt, mag sie allein nicht schweigen," zitierte der Student den Dichter.

Ella erhob sich tiefgekränkt und suchte nach solchen Hänseleien immer ihr kleines Zimmer auf. Ach, wie eng und kahl hier alles war; der Blick nur über Giebel und Dächer, nach rauchenden Schornsteinen und hohen Kirchtürmen. Kaum eines Vogels Stimme hörte man hier, nirgends ein Plätzchen für Blumen und gärtnerische Anlagen, Rosen sah man nur in den Schaufenstern, schon halb verblüht — ach — Rosen . . . Sie dachte an den prachtvollen Rosenstrauß in Benno Schuberts Hand, und wie sie dann so schnell zertreten waren. Arme Rosen — und ihr hatte niemand wieder Rosen geschenkt.

Ella erhielt von ihren Freundinnen Karten und Briefe; aus allen sah die Frage heraus: „Wann reisest du? Wirst du dich auch so herrlich amüsieren wie wir?"

Und eines Tages schrieb Ella an ihre beste Freundin: „Ich habe nun endlich meine Bade-

reise angetreten; nicht nach einem von euch bekannten Orte, wo es voll Menschen wimmelt; nein, ich will mich wirklich erholen, auch von meiner Familie nichts wissen, vier Wochen lang nur der Gesundheit leben und dem Frieden . . . Wenn ich blühend zurückkomme, werdet ihr mich beneiden, und im nächsten Sommer meinen versteckten Badeort auch aufsuchen."

Lotte Ecke zerbrach sich anfangs den Kopf, aber Ella schrieb vorläufig nicht wieder. Es war Tatsache. Ella sah schlecht aus, sie mußte sich erholen . . . Vater und Mutter, sogar die Brüder kratzten ihr letztes Geld zusammen und opferten es auf dem Altar brüderlicher Liebe . . . Mit einem großen Reisekoffer dampfte Ella ab — nach Reben, zur Großmutter, nach Reben, ihrer Heimat, die sie seit fünf Jahren nicht gesehen hatte . . . Mit vielen guten Ermahnungen, aber knappen Geldmitteln ausgestattet, fuhr Ella dem Städtchen zu. Schon wurde die Gegend heimischer, das traurige Kiefernholz wich frohen, grünen Buchen- und Eichenbäumen, reiche Kornfelder wechselten mit saftig grünen Wiesen ab, die kleine Stadt Reben mit ihren im Sonnengold funkelnden Kirchturmspitzen, ihren grünbemoosten Dächern und schmucken blühenden Vorgärtchen war erreicht. Die alte Großmutter, die Verkörperung der Heimat, streckte der Enkelin erfreut die Hände entgegen: „Willkommen, willkommen tausendmal auf der Scholle deiner Väter!"

Ella sog den Heimatsduft, die kühle, herbe Luft des Sees mit vollen Zügen ein. Die Tränen schossen ihr aus den Augen und nahmen alles Bittere, Unnatürliche aus ihrer Seele fort. Sie saß wieder in Großmutters Stübchen, auf dem rotdamastenen Sofa vor dem runden Mahagonitisch, darauf Kaffee und Kuchen lockte! Sie vergaß die große, graue Stadt mit den rauchenden Schloten, den breiten, menschenwimmelnden Straßen, den Palästen und großen Kaufhäusern. Sie fühlte sich wohl im Stübchen der Großmutter — in trauter Enge!

Jeden Tag ging Ella in den See zum Schwimmen; jeden Tag lebte frischer und deutlicher manch liebes, längstvergessenes Bild in ihrer Seele auf, und die Sehnsucht pochte und schlug mit mächtigen Akkorden an ihr Herz . . .

Ella ging mit der Großmutter, die noch ziemlich rüstig ausschreiten konnte, an den blühenden Gärten vorbei. Welch' reiche Pracht an Schönheit und Duft brachte doch die Natur hervor in diesem kleinen Erdenwinkel! Da lag auf dem Weg, halb zertreten, eine rote Rose; der eilige Schritt eines Mannes war über sie hinweggegangen. Jetzt mußte er den Verlust bemerken — er sah auf die andern Rosen in seiner Hand — dann wandte er sich suchend um. Ella hatte die Blume aufgehoben, eine welkende, in Schönheit sterbende, warum sollte sie ihr nicht noch zu einem, wenn auch kurzen Dasein verhelfen? . . . Da streiften ihre Augen die des Mannes; ein heißes Erschrecken lag in den seinen . . . Sie hatte sich gefaßt, war auf diese Möglichkeit schon vorbereitet — ihr Innerstes hatte sich in all den Wochen, die sie hier in der Heimat zubringen durfte, mehr mit der Vergangenheit als mit dem Jetzt beschäftigt — und eine zwingende Stimme hatte sie geboten, hier zu verweilen, hier, in der Heimat, wo ihr jetzt alles wieder so lieb und teuer war . . .

Der ernste Mann verstand wohl kaum die sehnsüchtigen Gefühle der vor ihm Stehenden. Nur ein großes Erstaunen spiegelte sich in seinem Gesicht. — Fräulein Ella Wilkens hob die verblühte Rose auf, so zart und fürsorglich, während sie damals — vor langen Jahren — so köstlich über den ihr zugedachten Strauß gelacht, der von unbedachten Händen in den Staub geworfen und so schnell zertreten wurde. Hatte sie sich bescheiden gelernt, dieses mutwillige Geschöpf — weshalb kam sie hierher in die enge, spießbürgerliche Stadt? . . .

Solche Gedanken zogen ihm durch den Kopf, als er endlich etwas verlegen stammelte: „Gnädiges Fräulein werden sich kaum noch meiner entsinnen — Benno Schubert, Oberpostassistent."

„Wie sollte ich Sie so schnell vergessen haben?" Ella Wilkens wagte einen freundlichen Blick, ein sehnsuchtsvolles, wehmütiges Lächeln. Dann sah sie auf die schwarze Binde am rechten Arm. „O, Herr Schubert, haben Sie Trauer?"

Er nickte trübe: „Meine Frau verließ mich nach kaum einjähriger Ehe durch den Tod — seit dreiviertel Jahren bin ich Witwer."

„O, so jung und schon so viel Leid erfahren." Ella schritt mit ihm weiter, während die Großmutter, die sich einige Minuten auf einer Bank ausgeruht, langsam folgte. Wie sehr hatte sich Benno verändert, wie sehr mußte er seine junge Frau geliebt haben! Ella würgte etwas im Halse, ein bitteres Gefühl regte sich in ihr sie hatte gehofft, heimlich natürlich, wenigstens diesen Mann unverändert, in Liebe für sie, wiederzufinden, und eine Begegnung

zwischen beiden in den buntesten Farben ausgemalt. — Aber war die Enttäuschung nur auf ihrer Seite? . . .

Wenn er jemals an das übermütige, kokette Ding gedacht, so sah er sie in der von ihr so heiß ersehnten Großstadt als gefeierte Frau, als glückliche Mutter — und nun fand er ein enttäuschtes, verbittertes Mädchen. Trotz der Rosen auf den Wangen und glänzenden Augen mit den ein wenig nachgezogenen Brauen sah der feine Menschenkenner die Stürme, die manche Verheerung in dem einst so hübschen Antlitz hinterlassen hatten . . . Auch sie trug Leid um Liebe — vielleicht auch Leid um vergangene Härte, die sich nicht wieder gutmachen ließ . . .

Wie zwei Kameraden schritten sie weiter. Die erste gegenseitige Enttäuschung wich fast einem Gefühl der Genugtuung — die Zeit war mit ihrem Sturm auch über sie dahingebraust, manche Knospe stiller Hoffnung abgeknickt und himmelanstürmende Pfade versperrt; sie hatten beide wohl nicht zu den Auserwählten gehört, die sich ihre eigenen Wege suchten, sie ließen sich von den Wellen des Zeitenstromes tragen — wer weiß, wohin? . . .

Dem still sinnenden Mann, der auf Ellas Erzählungen fast nichts mehr erwiderte, der nur dem Klang ihrer Stimme zuhörte, wie etwas Liebem, längst Verlorenem, wurde es eigen ums Herz . . . Fünf Jahre verloren denn die kurze Ehezeit war während der steten Krankheit seiner Frau keine besonders glückliche gewesen. Einst hatte das Glück für ihn Ellas Züge getragen — an ihrer Seite hatte er einst Glück erhofft; das Schicksal, das sie trennte, führte sie wieder zusammen; beide gereifter, ohne den törichten Illusionskram, ohne die Gefühlsduselei der Jugend — er war ein gereifter Mann, sie noch immer das liebesuchende, schutzbedürftige Weib, das nur in der Erfüllung ihres häuslichen Berufes sich entfalten konnte zur herben, schönen Frauenblüte . . .

„Nicht noch einmal das Glück verscherzen — lassen wir die Vergangenheit ruhen, denken wir an die Zukunft . . .“

„Zukunft?“ murmelte Ella, traurig blickten die klaren Augen; „was soll mir die Zukunft bringen? — Ein alterndes Mädchen, das bisher im Schutze des Elternhauses gelebt, und das sich nach irgend einem neuen Beruf, wie doch gerade jetzt so viel für Frauen erschlossen werden, absolut nicht sehnt . . “

„Nach einem neuen Beruf nicht — aber nach ihrem ureigensten, nämlich dem: glücklich zu machen . . .“ Er hielt inne und sah sich ängstlich um — Großmutter kam erst in einiger Entfernung — im Walde war kein Lauscher, es war Abendzeit . . . „Fräulein Ella, ich bin kein Freund großer Worte — wollen Sie diesen — Beruf nicht ausüben — Ella, Ella — willst du meine Frau werden? —

Ella willigte bald ein.

Vom Turme her klangen die Abendglocken, sie läuteten den Feierabend ein . . . Im Walde wurde es lebendig. Arbeiter gingen, vom Tagewerk müde, nach Hause.

„Wirst du dich hier auch wohl fühlen, Ella, in dieser kleinen, spießbürgerlichen Stadt?“ fragte Schubert mit leisem Bangen.

Sie nickte glückselig: „Laß deine Heimat wieder meine Heimat werden — nirgends ists wohl so schön, als auf der Scholle, an die uns so viele liebe Erinnerungen fesseln! An deinem Herzen soll meine Heimat sein!“ —

Am andern Tag berichtete Ella der alten Großmutter ihr seliges Geheimnis. Die Greisin drohte lächelnd: „Das war wohl eine abgekartete Sache, und ich habe sozusagen meine Hand dazu gegeben? Bin auf meine alten Tage wohl gar unter die Heiratsvermittler gegangen?“ Dann aber erwog sie die Heirat vom praktischen Standpunkt aus: „Schubert ist eine gute Partie für dich . . . Außerdem hat er die vollständige Aussteuer von der ersten Frau — sie hat wohl keine näheren Erben gehabt — er ist solide — hat im Leben schon manches Leid erfahren — er wird dich glücklich machen. Doch, mein Kind, laß uns jetzt an das nächste denken . . . Also erst eine Depesche an die Eltern — deine Mutter ist auch lange nicht hier gewesen — sie wird sich auch in der Heimat wohl fühlen. Die Eltern kommen gewiß morgen. Uebermorgen feiern wir dann Verlobung.“

Voller Angst wegen der kurzen Depesche reisten die Eltern nach Reben; die nervöse, kleine Frau witterte beständig Unglück . . Als sie aber Ellas strahlendes, um Jahre verjüngtes Gesicht sahen, atmeten sie befreit auf, und Frau Wilkens mit echt mütterlichem Instinkt spähte nach dem unbekannten Schwiegersohn aus. — Dieser aber saß in Großmutters Heim und hatte der alten, praktischen Dame soeben seine pekuniären Verhältnisse klargelegt. Beim Eintritt seiner zukünftigen Schwiegereltern sprang er etwas linkisch auf — aber die Greisin klopfte

ihm beruhigend auf die Schulter: „Keine Angst, mein lieber Sohn, ich führe Ihre Sache.“ Nach kurzer, herzlicher Begrüßung führte Großmutter den etwas verlegen dreinblickenden Bewerber zu den Eltern Ellas. „Ich wills kurz machen, ein alter Bekannter — ein Rebener Kind — bittet um die Hand eurer Ella . . . Sie kommt in gute Hände, machts also kurz, daß die Glücklichen, die so lange aufeinander gewartet haben, endlich ihrer Liebe froh werden . .“

Gerührt gaben die Eltern nur allzu frohen Herzens ihre Einwilligung; Schubert war ihnen von jeher als anständig denkender Mensch bekannt — Ella kam in geordnete Verhältnisse — Mama berechnete in Gedanken schon die etwaige Witwenpension.

„Aber gut ists doch, daß Ella in meine Heimat kommt — und daß ich durch die Tochter wieder diese Scholle öfter sehen und betreten werde . . .“ Frau Wilkens streckte dem Schwiegersohn die Hand hin, die dieser an die Lippen führte. „Der Besuch meiner lieben Schwiegermama wird mir stets willkommen sein! . . .“

Bald flatterten Verlobungskarten in die Welt — und die Freundinnen Ellas, die noch keinen Mann sich geangelt hatten, trotz kostspieliger Badereisen, zogen ärgerlich die Stirn kraus. — „Reben“ stand auf der Karte — wo lag dieses Bad? Sie hatten noch niemals davon gehört — aber schließlich empfahl es sich doch, vielleicht das nächste Jahr, dorthin zu reisen . . .

Mit bittersüßem Lächeln gratulierten sie der Braut, die mit den Eltern schnell zurückgekehrt war, um die letzte Hand an ihre Aussteuer zu legen. Es war ja längst alles fertig, wie bei allen Mädchen in den 20er Jahren — nur schade — daß oft der Mann, der diese Herrlichkeiten bewundern soll, so lange auf sich warten läßt . . .

Na Ella fand ein sicheres Glück, und aus tiefstem Herzensgrunde dankte sie ihren Eltern, deren pekuniäre Verhältnisse ihr nicht eine teure Badereise gestatten konnten. Sie hatte ja doch trotz geringen Einsatzes einen großen Gewinn gezogen; sie brauchte auch niemanden über die Wahl ihres Badeortes Rechenschaft zu geben. Sie war gleich den anderen Damen gereist; hatte gleich ihnen täglich, aber viel billiger gebadet, ob Nord-, Ostsee oder Schillingsteich, das blieb sich ganz gleich. Vor allem hatte ihre Badereise ihr das Glück der Liebe gebracht. Als einzige von den Kränzchendamen war sie als verlobt heimgekehrt, und ihre billige, erfolgreiche Badereise bildete noch lange das Hauptthema in dem Kränzchen der Großstadt.

Zur Naturgeschichte des Rheins

Der Rhein, Deutschlands größter und schönster Strom, hat in seiner bald zweitausendjährigen Geschichte in das Schicksal des deutschen Volkes mehr als einmal entscheidend eingegriffen. Aber nicht die überaus fesselnde politische und Wirtschaftsgeschichte des Rheins soll uns hier beschäftigen, sondern seine geographische Natur, die insbesondere für die Schiffahrt von Bedeutung ist. Der Rhein, lateinisch Rhenus, holländisch Rhyn oder Rijn, ist einer der größten Flüsse Europas und wird in der Größe des Stromgebiets nur von der Wolga, Donau, Dnjepr, Don, Dwina und Ural übertroffen. Das Stromgebiet d. Rheins umfaßt 196303 qkm oder 3565 Quadratmeilen; seine Länge beträgt 1225 km, von denen 886 km schiffbar sind. Bis vor dem Weltkrieg waren 721 km des Rheins innerhalb der deutschen Grenzen schiffbar. Durch den Verlust von Elsaß-Lothringen an Frankreich ist die wirtschaftliche Bedeutung des Rheins im nicht geringen Maße geschädigt und geschmälert worden. Der Rhein entspringt im Schweizer Kanton Graubünden aus zwei Hauptquellen, dem Vorderrhein und Hinterrhein, die ihre Wasser aus etwa 150 Gletschern sammeln.

Der Vorderrhein hat seinen Ursprung im Tomasee, der in 2344 m Höhe liegt und der St Gotthardgruppe angehört. Der Vorderrhein, etwa 70 km lang, vereinigt sich bei Reichenau mit seinem zweiten Quellfluß, dem Hinterrhein, der aus den Wassern des nahe am Bernhardiner Paß gelegenen Zapportgletschers am Marscholhorn in 2902 m Meereshöhe entsteht. Man spricht hier auch vom sogenannten Tomleschger Rhein, der in einer Höhe von 2216 m südwestlich von dem Dorfe Hinterrhein bei der Zapporthütte aus dem Paradiesgletscher am Rheinwaldhorn entspringt. Dieser zweite Quellstrom des Rheins, der sogenannte Hinterrhein, besitzt eine Länge von 56 km. Nach der Vereinigung beider Quellflüsse nimmt der Fluß nunmehr von

Reichenau ab den Namen Rhein an. Allgemein spricht man für die Strecke des Rheins auf schweizerischem Boden bis Basel vom Schweizer Rhein. Von Reichenau ab hat der Fluß eine Breite von etwa 45 m; er wird hier flößbar, ebenso für kleine Schiffe fahrbar. Nachdem der Rhein rechts die Plessur und außerdem weiter nördlich die Landquart aufgenommen hat, verläßt er jetzt den Kanton Graubünden, bildet dann die Grenze zwischen dem Kanton St. Gallen einerseits und Liechtenstein und Vorarlberg anderseits, nimmt links die Tamina, rechts die Ill auf und geht unterhalb Rheineck in den Bodensee, den er bei Konstanz wieder verläßt. Der Bodensee dient dem Rhein als Läuterungsbassin, wo er seine Sinkstoffe ablagert. Von Konstanz 6 km westwärts fließend bildet der Rhein nun den Zeller- oder Untersee, um dann in westlicher Richtung zwischen hohen Ufern und mit wechselnder Breite von 60 bis 130 m nach Schaffhausen zu fließen. Auf dieser Strecke von Konstanz bis Schaffhausen wird der Rhein bereits mit größeren Dampfern und Kähnen befahren.

Unterhalb Schaffhausen entwickelt der Rhein bedeutende Wirbel; das Strombett wird schmäler und damit das Gefälle stärker. Etwa drei Kilometer von Schaffhausen bildet der hier etwa 160 m breite Fluß den weltberühmten Rheinfall, der mächtigste Wasserfall Mitteleuropas. Der Rheinfall, vom Schweizervolk „Laufen" genannt, stürzt in drei Hauptfällen über eine Kalkbarre, von der vier hohe, teilweise mit Gebüsch bewachsene Felsen emporragen, links liegt auf waldreicher Höhe das Schloß Laufen. Die Höhe des Wasserfalls beträgt etwa 30 m. Nicht weit davon befindet sich die wirtschaftlich wichtige 192 m lange Rheinfallbrücke, die dem Eisenbahnverkehr wie auch den Fußgängern dient. Der Rheinfall bei Schaffhausen unterbricht natürlich die Schiffahrt. Nach dem Wasserfall tritt bei dem Schlößchen Wörth eine Beruhigung des Stromes ein, der nun in westlicher Richtung seinen Lauf nimmt. Unterhalb Zurzach, bei der Mündung der Aare und Wutach, kommt es durch einen den Strom quer durchschneidenden Felsendamm abermals zu einem Wasserfall, dem zweiten Rheinfall, „Kleiner Laufen" genannt. In der Mitte des Felsendammes befindet sich eine etwa 6 m breite Lücke, die bei Niedrigwasser den Schiffen eine gefahrlose Durchfahrt gestattet. Bei Hochwasser jedoch geht der Strom unter Brausen über den Felsen und macht jede Schiffahrt unmöglich. Bei Laufenburg drängen die Felsmassen das Wasser nochmals eng zusammen, wodurch abermals ein Wasserfall, der dritte des Rheins, entsteht, der erneut hier die Schiffahrt unterbricht. Die Stromschnellen werden als „Großer Laufen" bezeichnet. Man

Der Rheinfall bei Schaffhausen

nutzt sie durch ein großes Elektrizitätswerk von mehr als 50000 PS Leistung wirtschaftlich aus. Das starke Gefälle des Rheins ist seitens der Schweizer mehrfach zur Anlage großer Kraftwerke mittels Wasserturbinen ausgenutzt worden. In dieser Hinsicht ist das bei Rheinfelden gelegene Kraftwerk besonders beachtenswert, wo die Wasserkraft für eines der größten Aluminiumwerke der Welt nutzbar gemacht wird.

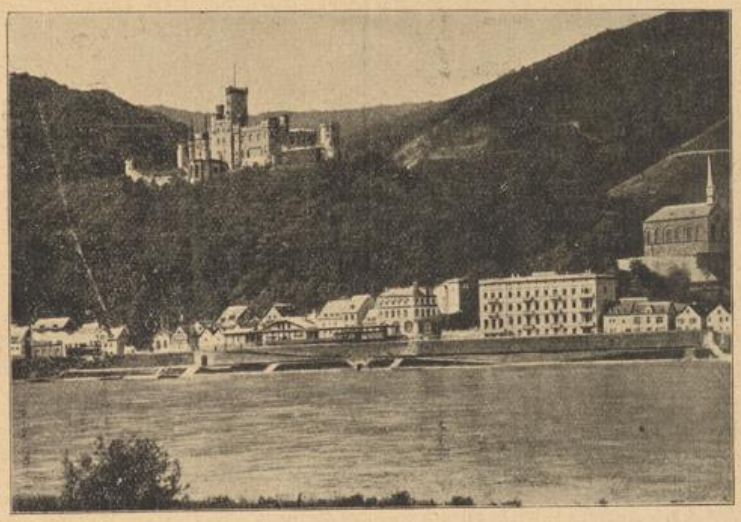
Oberhalb Rheinfelden, im sogenannten Gewild, nimmt das Strombett nochmals einen felsigen Charakter an und kommt es hier zur Bildung sehr starker Stromschnellen, als Höllenhacken bezeichnet, welche die Schiffahrt zur größten Vorsicht nötigen. Bis Basel nimmt der Rhein noch folgende Nebenflüsse auf: rechts die Wutach, Alb, Wehra und Wiese; links die Thur, Glatt, Aare und Birs. Der ganze Oberlauf des Rheins bis Basel hat eine Länge von 456 Kilometer, von Reichenau bis Basel beträgt die Entfernung 299 Kilometer. Von Basel bis Bingen führt der Rhein die Bezeichnung Oberrhein; diese Strecke weist eine Länge von 361 Kilometer auf. Der Strom nimmt in nördlicher Richtung von Basel bis Mainz seinen Weg durch das breite Tal der Oberrheinischen Tiefebene, trennt Elsaß von Baden und dieses von der bayerischen Pfalz und fließt hierauf durch den Freistaat Hessen. Beiderseits bilden hier Mittelgebirge die Grenze des Rheins und zwar links die Vogesen und der Hardt und rechts der Schwarzwald und der Odenwald mit der Bergstraße. Straßburg, an der Ill liegend, steht durch diese mit dem Rhein in Verbindung, von diesem selbst 3 Kilometer entfernt. Da der Oberrhein zahlreiche Arme und viele Krümmungen besitzt, die eine wirtschaftliche Schiffahrt sehr erschwerten, hat man von 1818 bis 1872 die sogenannte Rheinkorrektion durchgeführt, technisch eine der größten Leistungen des Wasserbaues. Durch die sich auf 270 Kilometer erstreckende gewaltige Flußkorrektion, für welche der badische Ingenieur Tulla den grundlegenden Bauplan schuf, wurde der Rhein auf dieser Strecke um 85 Kilometer verkürzt, zugleich erhielt er einen ziemlich gerade gerichteten Lauf. Mit der Flußkorrektion war eine erhebliche Verstärkung des Gefälles verbunden. Die Geschwindigkeit wurde bei mittlerem Wasserstand in 1 Sekunde unterhalb Basel auf 4 Meter, bei Kehl auf 3,1 Meter, bei Lauterburg auf 2,2 Meter und bei Mannheim auf 1,3 Meter berechnet. Durch die Rheinkorrektion sind verschiedene tote Rheinarme entstanden.

Im Gebiet der oberrheinischen Tiefebene besitzt der Rhein einige schiffahrtswichtige Kanalverbindungen, so den Hüninger Kanal, den Breisacher- und den Ill-Rhein-Kanal, die mit dem ehemaligen Reichsland Elsaß-Lothringen die Schiffahrtsverbindung herstellen. Zu erwähnen ist hier ferner der Frankenthaler Kanal. Als wichtige Nebenflüsse des Rheins im Rahmen der Oberrheinischen Tiefebene sind links zu nennen die Ill, Moder, Sauer, der Selzbach, die Lauter und der Queich, rechts die Wiese, Elz, Kinzig, Rench, Murg, Alb, Pfinz, Kraich, der Neckar und bei Mainz der wichtige Main. Die Breite des Rheins beträgt bei Basel 150 bis 200 Meter, bei Mannheim 330, bei Mainz 626, bei Koblenz 435, bei Köln 522, bei Wesel 616 und bei Emmerich 992 Meter. Die Strombreite ist ziemlichen Schwankungen ausgesetzt, was auch von der Stromtiefe gilt, sodaß die nachfolgenden Angaben sich nur auf den allgemeinen Durchschnitt beziehen. So beträgt die Stromtiefe bei normalem Wasserstande in der Oberrheinischen Tiefebene bis Plittersdorf 1,4 bis 2,5 Meter, von dort bis Bingen 2 bis 3,4 Meter, streckenweise aber erheblich mehr, von Bingen bis Köln 3,4 bis 4,4 Meter, von Köln ab bewegt sich die Stromtiefe durchschnittlich auf 4,4 Meter. Abweichungen hiervon sind oft erheblich; so beträgt sie beispielsweise bei der Loreley 30 Meter und bei Düsseldorf 16 Meter.

Von Bingen bis Köln reicht im geographischen Sinne der sogenante Mittelrhein, eine Länge von 159 Kilometer umfassend. Es ist jener Teil des Rheins, der durch die unvergleichliche Schönheit der Landschaft Weltberühmtheit erlangt hat. Die herrliche Rheinschönheit stützt sich hier auf der Strecke zwischen Bingen und Koblenz auf den Durchbruch des Rheins zwischen Taunus und Hunsrück und auf der Strecke Koblenz und Bonn auf den rechtsseitigen Durchbruch zwischen Westerwald und Siebengebirge und links die Eifel. Der Mittelrhein besaß früher für die Schiffahrt recht gefährliche Stellen, so das Binger Loch, Stellen bei Bacharach, als Wildes Gefähr bezeichnet, bei Kaub, bei Oberwesel die Loreley, der kleine und große Unkelstein, die Bank von St. Goar und andere Stellen. Zum größten Teil sind diese Schiffahrtshindernisse in den vorigen Jahrhunderten durch große Sprengungen entweder ganz beseitigt oder doch wenigstens

sehr gemildert worden. An Nebenflüssen nimmt der Mittelrhein links die Nahe, Mosel, den Brohlbach und die Ahr und rechts die Wisper, Lahn, Wied und Sieg auf. Der Normalspiegel des Rheins liegt bei Reichenau 586 m über dem Meeresspiegel, bei Neuhausen unterhalb des Rheinfalls 360 m, bei Basel 245 m, bei Kehl, 136 m, Plittersdorf 111 m, Mannheim 89 m, Mainz 82 m, Bingen 78 m, Koblenz 60 m, Köln 39 m und Emmerich an der deutschen Grenze 12,5 m.

bis Boppard 0,18, bis Koblenz 0,19, bis Andernach 0,28, bis Linz 0,23, bis Bonn 0,18, bis Köln 0.23, bis Düsseldorf 0,17, bis Ruhrort 0,182, bis Emmerich 0,126, um unterhalb hiervon bis auf 0,107 ‰ zurückzugehen. Als Verkehrsstrom ist der Rhein unter den deutschen Flüssen der größte und bedeutendste. Vor dem Weltkrieg beförderte die stattliche Rheinflotte rund 100 Millionen Tonnen, von welchen etwa zwei Drittel auf die deutschen Rheinhäfen entfielen; an dem verbleibenden Drittel waren



Schloß Stolzenfels am Rhein

Bei Köln beginnt der sogenante Niederrhein, der von hier bis zur Mündung in die Nordsee noch eine Strecke von 343 km zurücklegt, wovon auf deutsches Gebiet 177,4 km entfallen. Der Rhein fließt auf dieser Strecke überwiegend in einer vollständigen Tiefebene. Er durchfließt hier das große rheinische Industriegebiet mit den bedeutenden Industriestädten Köln, Düsseldorf und Duisburg, von welchen Duisburg den weitaus größten Rheinhafen besitzt, der als der größte Binnenhafen Europas zu bezeichnen ist. An wichtigen Nebenflüssen nimmt der Niederrhein hinter Köln noch auf links die Erft und Maas und rechts die Wupper, Ruhr, Emscher und Lippe. Das Gefälle des Rheins wird natürlich von der Quelle bis zur Mündung immer geringer; so beträgt das Gefälle von Bingen bis Bacharach 0,50 ‰, bis Oberwesel 0,41, bis St. Goar 0,25,

die holländischen und belgischen Häfen beteiligt. Auf den Rhein-Seeverkehr entfielen rund 500 000 Tonnen Güter. Die deutsche Rheinflotte umfaßte 1913 vor dem Weltkriege 4600 Schiffe mit einer Tonnage von 2 400 000 t. Der Versailler Vertrag zwang Deutschland, rund 500 000 t an Frankreich und Belgien abzutreten. Nicht unbedeutend ist auch die Rheinfischerei

Bei der deutschen Grenzstadt Emmerich betritt der Rhein die holländische Provinz Geldern, teilt sich bald darauf zunächst in zwei Arme, von denen der linke Arm, als Waal bezeichnet, der bedeutendste ist. Die Waal vereinigt sich später zweimal mit der Maas, führt alsdann bis Dordrecht den Namen Merwede und mündet schließlich als Maas in die Nordsee. Der rechte Arm des Rheins auf holländischem Gebiet entwickelt sich zu einem

sehr verzweigten Stromnetz, das die verschiedensten holländischen Bezeichnungen erhalten hat. Sowohl Rotterdam wie auch Amsterdam stehen zum Teil durch Kanäle mit dem Rhein schiffahrtlich in Verbindung, sodaß der Rhein schließlich mit der Nordsee eine unmittelbare Verbindung enthält. So ist der Rhein nicht nur landschaftlich, sondern auch wirtschaftlich Deutschlands höchster Stolz, verkörpert doch die Rheinschiffahrt einen der bedeutendsten deutschen Wirtschaftsfaktoren.

Der Burgerbold

Erzählung von August Ganther

Der Geistwirt ließ seine Kegelbahn neu herrichten. Ihrer sechs regten fleißig die Hände. Die Arbeit rückte hübsch vorwärts. Als sie eben einen Augenblick aufatmeten, kam der Bauführer.

„Himmelheiden!" donnerte er, „die Hände gerührt, Leute! Meint ihr, wir bezahlen Zeittotschläger! Fällt uns im Traum nicht ein!"

Mit prüfenden Blicken musterte er alsdann ihre Arbeit. Er merkte wohl, daß sie ihre Pflicht getan hatten. Sein Gesicht nahm wieder einen gemütlicheren Ausdruck an. Seine Augen schweiften suchend über die Leute hin und blieben zuletzt auf einem hageren, hochgewachsenen Manne haften.

„Burger," fragte er, „wissen Sie, wo die Villa Mittnacht ist?"

„Ja, im Herrengut oben."

Der Bauführer nickte. Burger könne hier abkommen. Er möge rasch in die Villa hinaufgehen. Ein Mann sei schon oben; dem möge er helfen; eine eingestürzte Gartenmauer müsse in Ordnung gebracht werden.

Der Hagere kam der Weisung nach. Flink packte er sein Werkzeug zusammen und stieg über die 150 Stufen der Schloßgartenstaffel empor, seinem Ziele zu.

Weit riß er die hellen, blauen Augen auf, als er zur Villa hinkam.

Eine greuliche Bescherung bot sich seinen Blicken dar. Der Wolkenbruch, der tags zuvor über den Schwarzwald niedergegangen war, hatte fürchterlich gehaust Die stattliche, hohe Gartenmauer längs der bergansteigenden Straße hin hatte er unterspült und ins Wanken gebracht. Wo die Mauer gestanden, war nur noch ein wüster Haufen von Granitquadern, Schwemmsand und Geröll zu sehen.

Mit Mühe bahnte sich Burger einen Weg durch die Verheerung.

Auf der breiten Freitreppe, die zu der prächtigen Villa hinanführte, sah er den Hausmeister stehen, einen backenbärtigen Menschen von aufrechter Haltung. Bei ihm meldete er sich.

„Schön, daß sie kommen," nickte jener, „der andere Maurer, der hier Ordnung schaffen soll, scheint der Sache doch nicht gewachsen zu sein. Der flucht mehr als er schafft und humpelt alle Fingerslang fort, vermutlich in irgend eine Kneipe."

Burger musterte das Werk des andern und beeilte sich, daran weiter zu machen. Er hatte schon etliche Granitbrocken aufgemauert, als endlich der dicke Doll die Straße heraufgewakkelt kam, ein stiernackiger, grauhaariger Stacheligel mit widerlichem Gesicht, aus dem ein Paar grünliche Froschaugen hervorlugten.

„Was willst denn du da, Burgerbold?" schnaubte er, als er den Helfer erblickte, „fort! Troll dich! Schieb ab!"

Er sei vom Bauführer hergeschickt, wehrte sich Bold.

Doll hörte nicht auf sein Wort. „Brauch dich nicht," knurrte er zornig, „werd' allein fertig."

„Ja, bis Weihnachten oder Ostern vielleicht," rief aus den Rosenhecken der Hausmeister her, und mit scharfem Tone fügte er bei: „Strengt euch nur an, ihr Brüder. In vierzehn Tagen kommt der Herr Baron aus Stuttgart. Wenn bis dahin die Mauer nicht tadellos in der Reihe ist, könnt ihr etwas erleben."

Der Froschäugige brummte unverständliche Worte in seinen grauen Stupfelbart und drehte dem in der Villa verschwindenden Hausmeister eine lange Nase.

Dann fiel er über Burger her. Er sei so unnötig als ein Kropf. Ob man ihn als Aufsichtsposten heraufbeordert habe. Er verbitte sich das.

Leopold Burger, der den eckligen Patron nur allzugut kannte, ließ ihn schimpfen und schaffte schweigend drauflos.

Unweit der Villa gabelt sich der Weg. Ein Kurgast kam geschritten. Ob er nach dem

„Alten Schloß“ links oder rechts gehen müsse, fragte er die Maurer.

Burger gab ihm bereitwillig Auskunft und deutete auf den oben angebrachten Wegweiser.

Er sei ein Kamel, belferte der Dicke, als sich der Frager entfernt hatte.

„Kamel? Weshalb?“

Weil er dem Faulenzer Antwort gegeben habe. „Na“, meinte Burger, was würde der Fremde denken, wenn er keine bekäme. Soviel Anstand müsse man doch noch aufbringen.

„Ach, was, Anstand! Einfältige Possen! höhnte Doll und schlug mit seinem Hammer wuchtig auf den Granitblock, den er vor sich hatte, „gegen Tagdiebe, die sich vom Schweiß der Arbeiter mästen, kann man nicht ruppig genug sein.“

Und am andern Tage zeigte er, daß es ihm Ernst sei mit seiner Gesinnung.

Eine Dame fragte ihn nach dem Pfad zur Engelskanzel.

„Immer der Nas' nach“, fertigte er sie ab.

Einem Herrn, der sich nach dem nächsten Wege ins Murgtal erkundigte, gab er gar keine Antwort. Hingegen warf er eine Kelle voll Mörtel derart wuchtig an die Mauer, daß eine gute Menge davon den feinen Panamahut des Fragers bespritzte.

„Was fällt Ihnen denn ein?“ begehrte der Fremde auf.

„Gar nichts fällt mir ein“, gab Doll grinsend zur Antwort, „was ich maure, ist dauerhaft und hält ewig.“

Als die beiden Arbeiter abends miteinander bergab schritten, legte der Dicke seinen Arm um die Schulter des Gefährten und wollte ihn mit sich in seine Stammkneipe ziehen in die „Aurora“.

„Geht nicht“, winkte Burger ab, „meine Frau wartet auf mich.“

„Laß sie warten“, lachte Doll, meine wartet auch.“

Drei Mädchen in zerrissenen Kleidchen kamen gesprungen und klammerten sich an ihn an: „Einen schönen Gruß von der Mutter und der Vater möchte gleich heimkommen.“

„Jetzt erst recht nit“, wetterte der, „ich laß mir nichts vorschreiben!“

Die Kinder ärgerlich von sich stoßend, stürmte er in das Bierhaus hinein.

Am andern Tage war der dicke Doll nicht in bester Stimmung. Burger hatte in der Mauer da und dort Sickerlöcher angebracht Das war Doll zuwider. „Geh mir mit dem neumodischen Kram“, eiferte er, ich bleib beim Alten.“

Bold verteidigte sein Tun. So müsse man mauern. Das Wasser müsse durchsickern und ablaufen können. So sei die Mauer viel haltbarer.

„Halt den Schnabel“, brüllt der Eigensinnige, „oder du bekommst den Hammer aufs Hirn.“

Danach hatte Burger kein Verlangen. Er schwieg.

Als der Bauführer sich einstellte, lobte er Burgers Verfahren und befahl Dold, ebenfalls Sickerlöcher anzubringen.

Widerwillig, unter ärgerlichem Brummen bequemte er sich dazu.

Als sie am Feierabend heimwärts schritten, stürmte mit Geschrei und Gejohl eine Bubenschar daher. Die vornehme Kleidung der Knaben verriet, daß sie den höheren Gesellschaftsschichten angehörten. Ein netter Schwarzkopf, offenbar der Stern und Führer der Rotte, trug ein selbstgefertigtes Luftschiff, das er von Zeit zu Zeit in die Höhe schleuderte und dessen Flug die Bürschlein mit lebhaftem Schauen verfolgten.

Schließlich aber geriet es in das dichte Astwerk einer Platane, die sich am Straßenrande erhob.

Der Schwarzkopf klettert behend auf den Baum und sucht, auf einem Aste sich vorschiebend, das Luftschiff wieder frei zu kriegen.

„Geh zurück, Bub“, ruft, die Gefahr erkennend, Burger ihm zu.

„Laß ihn doch,“ wehrt Doll, macht nix, wenn er auch's Genick bricht. Wieder ein Tagdieb weniger.“

Burger warnt ihn von neuem. Zu spät! Der Ast bricht, und wimmernd liegt der Bub am Boden.

Seine Freunde eilen hinzu und versuchen, ihn aufzurichten. Der Knabe stößt gellende Schreie aus.

„O weh“, rufen sie, „er hat das Bein gebrochen!

Burger untersucht den Verunglückten „Wahrhaftig, es ist so“, bestätigt er. Rasch entschlossen nimmt er den Knaben auf den Arm und trägt ihn in die Stadt hinab.

„Bist schön dumm“, höhnt Doll, „wirf ihn in den Straßengraben“

Wo er wohne, fragt Burger.

Im Hotel Viktoria, berichten die Freunde, seine Mutter sei eine reiche Rumänin.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Wirf ihn in den Straßengraben", ruft's von neuem, und dann verschwindet der Rufer in der Gasse, die zur „Aurora" hinführt.

Ein Kurgast mit kühnem Blücherkopf, flammenden Augen und wohlgepflegtem, weißem Schnurrbarte begegnet der Schar. Teilnahmevoll erkundigt er sich nach dem Unfall.

„Jugend kennt keine Tugend", sagt er und fährt dem Verunglückten sanft über den schwarzen Krauskopf, „ein andermal vorsichtiger sein, lieber Freund."

Tagsdarauf, zur gleichen Abendstunde, als Burger seiner Wohnung zusteuert, begegnet ihm der alte Herr wieder.

„Na", ruft er, den Mann sofort wieder erkennend, „was macht Ihr Schützling? Seine Mutter wird nicht wenig erschrocken sein, als Sie mit Ihrer Last im Hotel erschienen sind!"

„Ganz und gar nicht", gab Burger zurück, „s' ist eine stolze Dame, über und über mit Goldschmuck bedeckt. Mit Schimpfen und Schelten hat sie den Buben empfangen und mich auch."

„Sie auch?"

„Ja. Wer mich beauftragt habe, den Jungen heimzutragen", fragte sie voll Gift und Galle.

„Das Mitleid", erwiderte ich.

„O, diese Deutschen!" höhnte sie," genau, wie sie mir geschildert worden! Bediente und Bettler!"

„Was!" rief der Herr und sank auf die in der Nähe winkende Ruhebank, „und was haben Sie ihr erwidert?"

„Stimmt", habe ich gesagt, „wir dienen der Menschheit, und Bettler sind wir auch. Habgierige Völker haben uns dazu gemacht."

„Das haben Sie ihr gesagt?"

„Ja."

„Und dann?"

„Dann bin ich fortgegangen. Hier, Mann, rief sie mir nach, hier, ihr Trinkgeld! Behalten Sie's, gab ich zur Antwort. — Keinen roten Heller hätte ich von dem hochmütigen Pfau genommen."

„Brav gemacht", rief der Herr und drückte dem Arbeiter die schwielige Rechte. „Kommen Sie, Lieber, setzen Sie sich her zu mir."

Burger zögerte. Sein Arbeitsgewand sei nicht ganz rein, meinte er.

Davon wollte der Alte nichts wissen. Er solle nur Platz nehmen. Ein braver Mann im Arbeitskittel sei ihm zehnmal lieber als so eine aufgeblasene Gans.

Als der Maurer endlich Platz nahm, zog der Herr sein Merkbuch hervor, ließ sich Name und Wohnung des Wackeren angeben und schrieb alles sorglich auf.

Wie es ihm im Maurergeschäft gehe, erkundigte er sich, ob er genug verdiene.

Im Sommer schon. Doch der Winter sei eine schreckliche Zeit. Monatelang keine Arbeit. Hunger und Entbehrung.

Nun, meinte der Alte, da bleibe man eben hübsch daheim im warmen Stübchen und leiste der Frau Gesellschaft.

„O Herr", entgegnete der Maurer, „zum warmen Stübchen reicht's oft nicht. Den letzten Winter mußten wir schrecklich frieren."

Der nächste dürfte dafür sicherlich etwas milder ausfallen, meinte der Herr und blinzelte Burger schelmisch an. Mit freundlichem Gruße entfernte er sich dann.

Einige Zeit darauf bekam Leopold Burger einen Brief aus Köln. Oben stand großgedruckt:

Rheinisches Braunkohlen-Syndikat Köln

Und unten stand zu lesen: Im Auftrage unseres Direktors, Herrn Hermann Heidinger, lassen wir Ihnen gratis einen Eisenbahnwagen Union-Briketts zugehen.

Unterschrift: Kritzel-Kratzel
Völlig unleserlich

Bold machte große Augen und Klara, seine Frau, noch größere. Dann brachen beide in Freudenrufe aus. Ueber die Kritzelkratzelunterschrift zerbrachen sie sich die Köpfe nicht im geringsten; hingegen lasen sie mit viel Behagen etlichemal das Wörtlein gratis und nicht weniger froh den Namen Hermann Heidinger. „Das ist der Herr mit dem weißen Schnurrbart, der sich so leutselig mit mir unterhalten hat", erläuterte Bold, und Klara meinte, die Maschinenschrift sei doch eine prächtige Erfindung; denn wenn der Kritzelkratzelkauz den ganzen Brief geschrieben hätte, in alle Ewigkeit hätten sie ihr Glück nicht erfahren.

Bold ging dann an einem Feierabend hinaus an die Eisenbahn. Und richtig, es war kein Traum und kein Schwindel. Wirklichkeit war's was der Brief angekündigt hatte. Groß, breit und hochbeladen stand der Wagen mit Brennstoff da.

Doch wohin damit? Das Häuslein in der Stephanienstraße, in dem Burger wohnte, bot in dem engen Keller und dem bescheidenen Speicher, die als Verstauungsorte in Betracht kommen konnten, allzuwenig Raum.

Doch der Hausherr, dem Klara ihre Not klagte, half aus der Patsche. Hinter dem Hause lag ein Schuppen; den stellte er gegen eine „mäßige Miete“ zur Verfügung. Klara meinte zwar, das sei schon mehr eine schweinemäßige Miete. Bold jedoch verschloß ihr mit abwehrenden Worten den Mund und mit einem Hängeschloß den Schuppen, nachdem die Briketts darin untergebracht waren.

Am nächsten Sonntag schon wurde ein Brief nach Köln abgesandt. Der Inhalt war: Der liebe Gott möge dem berzensguten Herrn Direktor die Wohltat tausendfach vergelten.

Wenige Tage darauf kam der dicke Doll gewackelt zur Zeit, wo er sonst in der „Aurora“ saß.

Er habe von Bolds Heidenglück gehört, begann er, hoffentlich werde er seinen alten Kollegen nicht leer ausgehen lassen. Er möge sich doch seiner kranken Frau und seiner drei armen Kinder erbarmen.

Burger war nicht von Stein. Einen gehäuften Schubkarren voll ließ er dem Dicken zukommen.

Vier Wochen später kam er wieder mit dem Karren angeschoben. Tränen entlockte er seinen Froschaugen und die süßesten Worte seinem rauhen Rachen.

„Doll“, sagte der Burgerbold, „schau, so kann's nicht weiter gehen. Die Briketts sollen mir über die trübe Zeit hinweghelfen. Wenn ich aber so austeile, ist's bald zu Ende damit. Deiner Frau und Kinder wegen will ich mich noch einmal erweichen lassen. Schreib dir's aber fest hinter die Ohren: Dies ist die zweite und letzte Spende.“

Monate gingen ins Land. Mitten in einer finsteren Winternacht rief Frau Klara: „Bold, Lebold!“

„Was ist?“

„Horch nur! Es scheint jemand beim Kohlenschuppen hinten zu sein.“

Burger setzte sich im Bett auf und lauschte.

„Wahrhaftig, Frau, du hast recht. Da soll doch ein siedendes Donnerwetter dreinfahren!“

Rasch springt er aus dem Bett und fährt in die Kleider „Schad“, murmelt er, „daß ich keinen Revolver habe! Aber halt! Im Kleiderschrank steht ja die Reitpeitsche, mein Lotteriegewinn! Komm, dünnes Röhrchen! Hab dich oft ein unnützes Möbel gescholten. Doch jetzt merk ich, daß ich dir unrecht getan hab. Heute sollst du eingeweiht werden.

Mit der Peitsche bewaffnet, eilt er hinunter und schleicht katzenleise über den Hof.

Ein Lichtschimmer erhellt die Nacht. Von einer Taschenlampe kommt er her, die an einem Schubkarren befestigt ist. Einen Mann sieht Bold, der mit einer Feile am Hängeschloß des Schuppens hantiert Er ist so sehr in seine Arbeit vertieft, daß er den Heranschleichenden nicht hört.

„So, du bist's, Doll?“ sagt Burger nähertretend, „was hast denn du hier zu suchen?“

Der Angeredete fährt erschrocken zusammen und die Feile entsinkt seiner zitternden Hand. „Ich — ich — ich“, stotterte er, „hab nur fragen wollen, ob ich noch einen Karren voll Brikett bekommen kann.“

„Nein“, brüllt Bold und läßt die Peitsche sausen, „nein, nein, nein!“ Und bei jedem Wort fällt ein schwerer Streich auf Dolls Rücken. Der Dicke ergreift die Flucht und stürmt, Karre und Lampe im Stich lassend, durch das Vorgärtchen auf die Straße hinaus. Burger, nicht faul, hinter ihm drein. Hussa, rast die wilde Jagd durch die Winternacht hin, und, hussahei, regnet es Peitschenhiebe.

Ein Glück für den Gehetzten, daß der Jäger in der Finsternis strauchelt und hinfällt. So gewinnt der Verfolgte einen Vorsprung und entkommt.

„Geizhals, Knicker“, ruft er aus der Ferne noch etlichemal und verschwindet im Dunkel der Nacht. — —

Jubelrufe seiner drei Orgelpfeifen wecken den dicken Doll am Vormittage aus dem Schlaf. Er spitzt die Ohren; denn er hört wiederholt den Namen „Burgerbold“ erklingen. Wütend springt er aus dem Bett und faucht die Mädchen an, wenn ihnen ihr Leben lieb sei, möge ja keines mehr den Namen „Burgerbold sagen. Und mehrmals mit der Hand über den Rücken fahrend und dabei schmerzlich das Gesicht verziehend, gröhlt er, der Bold sei der elendeste Hund, der auf dem Erdenboden herumlaufe.

Die am Ofen sich wärmenden Kinder sahen den Vater höchst ungläubig an. Doch er bemerkt ihre fragenden Mienen nicht. In großer Verwunderung starrt er den Ofen an, der urgemütlich brummt und eine wohlige Wärme ausstrahlt.

„Wo habt ihr die Kohlen gerapst, ihr Krampen?“ fragt er, indem er langsam die Weste zuknöpft.

„Wir haben sie nicht gerapst, Vater,“ flötet mit tiefem Ton die F-Pfeife.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Und melodisch einfallend, haucht die A-Pfeife, der Mann habe sie gebracht.

„Was für ein Mann?"

Der, dessen Namen sie nimmer sagen durften.

Und im Hochtone schrillt die C-Pfeife: „Unseren Schubkarren hat er gebracht heute früh, hoch voll mit Briketts beladen, und auch deine Taschenlampe."

Dem dicken Doll quellen die grünen Froschaugen weit zum Kopfe heraus. In seinen zerrissenen Kittel fahrend, sagt er mit freudigem Grinsen: „Er ist doch ein guter Kerl, der Burgerbold! Ihr könnt meinetwegen den Namen wieder sagen."

Hell jauchzten die Orgelpfeifen auf. Sie tanzten in der Stube herum und sangen:

Der Burgerbold, der Burgerbold,
Der ist ein lieber Mann,
Er bringt Briketts, er bringt Briketts,
So viel er schieben kann. — — —

Der Nestling

Von Henriette Brey

Die junge Schwalbenbrut am Dachgesims spreizte schreiend die ewig hungrigen Schnäbel aus dem Nest. Emsig schossen die Alten hin und her, richteten in den Mückentänzen ein Massensterben an und konnten doch kaum genug Äßung herbeischaffen.

Noch einige Tage, dann würden die Schwälbchen wohl den ersten Flug aus der Nestwärme wagen — und bald würden Eltern und Heimstätte vergessen sein . . . Bleß, das eine schwächliche Dingelchen, das von den kräftigeren Geschwistern immer beiseite gedrückt wurde und sich die fettesten Bissen wegschnappen ließ. das würden die Schwalbeneltern wohl noch länger behalten und füttern dürfen.

Der grauköpfige Hartwigbauer, der in der Sonntagabendsonne auf der Bank vor seinem Hause saß, tat die Pfeife aus dem Mund und schaute in bohrendem Nachsinnen dem Spiel der Schwalben zu, die wie blaublitzende Pfeile durch die Luft zickzackten.

Irgendwie war da ein Zusammenhang, ein Anklingen verwandter Saiten. Er nickte grübelnd. „Ja, wenn die Brut flügge ist, sitzen die Alten allein."

So war's ja auch bei ihm. Alle dem Nest entflogen. Der eine Sohn war Doktor; besaß ein vornehmes Sanatorium in einem aufstrebenden Kurort. Der andere gesuchter Rechtsanwalt. Beide hatten reiche Frauen aus vornehmen Kreisen. Erna, die schöne Tochter, hatte ebenfalls einen Arzt geheiratet.

Der elterliche Bauernhof — alle drei lächelten achselzuckend: „Verkauf' ihn, Vater! Und zieh in die Stadt!" - Die drei hatten ihre Wurzeln längst aus dem Heimatboden gelöst, wußten nichts mehr von Erdverbundenheit. Selten noch kam der eine oder andere zu „pflichtmäßigem" Besuch.

„Mein Gott, Vater, wie du das aushältst?! Wozu dich noch abrackern mit Knechten und Mägden? Für das Nestkücken? Das kriegt doch keinen Mann, Armes."

Und streichelten dem flüchtig bemitleideten Nestling über den Kopf. „Na, wie wär's, Anneke — hast keine Lust, ein Nönnchen zu werden?" Und dachten bei sich, der Schleier würde die entstellte Gesichtshälfte der Jüngsten halb verdecken.

Aber das stille Anneke mit der feuerrot vernarbten Wange und Schläfe bog sich unmutig weg von der geschwisterlichen „Liebkosung", die nur schmerzhaft geheime Wunde aufriß. Ihre braunsamtnen Aurikelaugen wurden dann schwarz. Mit schmal gepreßten Lippen ging sie jedesmal still aus dem Zimmer — vom Achselzucken der andern bespöttelt: „Sie wird wunderlich, unser Nesthäkchen."

Der sinnende Hartwigbauer auf der Bank biß jetzt auch hart die Kiefer zusammen. Ach nein, das blasse Anneken war kein „Nesthäkchen" im zärtlichen Sinne des Wortes. Nur ein geduldeter Nestling, kümmerlich, überflüssig. Ohne Liebe — wie da droben im Schwalbennest das elende Vögelchen, dessen klägliches Piepsen durch das kräftig heischende Geschrei der andern bebte. Ohne Mutterliebe; denn die Mutter schlief seit Jahren da draußen, wo in breiter Gruft Seite an Seite alle Hartwigs lagen.

Auch ohne Vaterliebe? . . . Nie gedachte Gedanken krochen durch seinen Kopf. Hatte er — sein Kind nicht immer übersehen, mißachtet, rauh angefahren? Das stumme Liebes-

werben des verschüchterten Wesens nie bemerken wollen?

Und warum? Ach . . . weil ihm ihr Anblick immer jene unselige Stunde wachrief, da er einmal von der Jagd kam, schlecht gelaunt, angetrunken, und in auflodernbem Jähzorn die Achtjährige, die irgendwie seinen Unwillen erregte, heftig zur Seite schleuderte . . . mitten in den Kessel mit kochender Brühe, den die Magd eben vom Feuer gehoben hatte.

Ach, jene fürchterliche Stunde! Sie peinigte ihn Jahr um Jahr, so oft ihm der Anblick des entstellten Gesichtchens den Stachel ins Herz stieß. Lange Zeit hatte er sein Kind fast darum gehaßt und es war kein Wunder, daß die Kleine still und scheusam wurde, anders als die derbfröhlichen Geschwister. Hatte sie ihn doch, als er sie nach der Volksschule beim Tode der Mutter in ein Pensionat gab, in den ersten Ferien fast leidenschaftlich angefleht: „Laß mich doch hier, Vater! Ich . . . ich schäme mich . . . Die andern Mädchen sagen . . . Ich will bei dir bleiben — auf unserm Hof. Da fragt mich keiner . . .“

Der alte Mann fuhr über die Stirn, wie um die unbequemen Bilder der folgenden Jahre fortzuwischen Aber sie hakten sich in ihm fest. — Das Ueberzählige dort oben im Schwalbennest — ja, auch Anneke war im Vaterhaus der überzählige Nestling geblieben. Schweigend ging sie, erwachsen, der alten halbtauben Base Gunda zur Hand, half den Mägden, betreute Tauben und Hühnervolk, umsorgte den Vater — und lebte sonst ihr stilles Leben mit Blumen und Büchern —

Schritte tauchten in sein unbehagliches Brüten. Die Tochter kam. Sie stellte einen Krug Bier neben ihn auf die Bank.

„Ein kühler Trunk, Vater,“ sagte sie. Und blieb gegen ihre Gewohnheit einen Augenblick bei ihm stehen; denn gerade kam vom Dorf her über die blühenden Felder das Abendläuten, das wie Feiergesang in den Sonntagabendfrieden hineinklang.

„Sonntags klingt es ganz anders,“ murmelte sie und sah verloren am Wäldchen vorbei Ein leises Windchen plusterte das wellige Blondhaar auf. „Es wird einem so ruhig und fromm dabei.“

Sie wandte sich ins Haus. Da nahm der Vater unvermittelt ihre Hand: „Komm, setz dich ein bissel zu mir, Anneke. Ist so schön heut abend.“

Sie sah ihn betroffen an. „Vater, ich . . .“, setzte sich dann neben ihn, verwundert. Was hatte der Vater?

Er strich ihr leise übers Haar, das halb verhüllend die Schläfenecke umschmeichelte. Die ihm zugekehrte Seite des Gesichts war die unversehrte — und sie zeigte anmutige Züge, langbewimperte Braunaugen, einen schweigegewohnten Mund.

„Kind . . ., armes Kind . . .“ murmelte er in ungewohnt weicher Regung.

Sie wurde rot in freudiger Verwirrung. Wann je hatte der Vater, der scheu gefürchtete und doch heimlich geliebte Vater, eine Liebkosung für sie gehabt! Tränen schossen ihr plötzlich in die Augen

„Anneke, Kind“, stieß er unbeholfen hervor. „Nicht weinen — ich . . . Es kommt mich hart an, Kind. Meine Schuld . . .“

Sie wischte sich heftig die Augen. „Nein, Vater, das sollst du nicht sagen . . ., 's hat wohl so kommen müssen . . . Ich . . . ja zufrieden . . . Und . . .“

„Und wenn du mich lieb haben willst . . .“, hatte sie sagen wollen . . . und doch nicht über die Lippen gebracht.

In dem alten Manne arbeitete Unerklärliches, wühlte ihn auf. Er zog mit einer fast scheuen Bewegung den Kopf der Tochter an seine Schulter — einen Augenblick nur, dann griff er verlegen wieder zu Pfeife. Fremd klang seine Stimme, als er nach einem Weilchen sagte: „Bist arg einsam, kleine Deern — auf dem großen Hof. Hast keine Freundinnen . . .“

„Jetzt hab ich ja dich, Vater“, flüsterte sie so hauchleise, daß er es nicht hörte.

„Ob wir nicht doch — den Hof verkauften und in die Stadt zögen?“

„Vater!“, sie schrie es fast. „Unsern Hof? Unsern lieben alten Hof?! Tu es nicht, Vater! Ich könnt nirgendwo anders leben als hier Und du auch nicht“.

„Ist wahr“, nickte er, fast erleichtert. Denn er hätte es nur um ihretwillen vermocht.

„Aber — deine Jugend vergeht hier zu einsam“.

„Meine Jugend“, murmelte sie. Diesmal zitterte es wie Bitterkeit hindurch. Er sah sie scheu an.

„Bist so allein, mein armes Nesthäkchen“.

„Ich habe ja dich, Vater“. Jetzt sprach sie es hörbar.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ihm stieg was Heißes hoch. Ich habe ja dich! Weiß Gott, dies arme Geschöpf, das durch sein Verschulden — wenn's auch ein unglückliches Verhängnis war — durch ihn um Jugend und Lebensglück betrogen war, dankte ihm noch für die späten Brosamen an Liebe!

Aber . . . sie sollte jetzt nicht mehr daran darben!

„Ja, Kind. Aber einmal werde ich nicht mehr sein. Dann stehst du allein."

„Vater, fühlst du dich nicht wohl?" fragte sie beunruhigt.

„Ganz wohl. Aber es ist nun einmal so, daß die Alten sterben und die Jungen sie überleben. Kind . . ., du hast voriges Jahr den jungen Bachbauern abgewiesen."

Eine Falte kerbte ihre Stirn. „Er wollte doch nur dein Geld, Vater. Mich hätte er als lästige Zugabe genommen."

Wie herb der junge Mund sprechen konnte! Wie scharfsinnig sie die Dinge sah!

Gequält sann er. Nein, dies kümmerliche Blümchen konnte man nicht verpflanzen. Nur im Heimatboden konnte es wachsen und leben.

Aber — wenn er starb: die drei andern würden bestimmt den Hof verkaufen, um ihr Erbteil zu bekommen!

Aus seinem Grübeln heraus sagte er: „Und . . . und sonst ist keiner, der dich — ich meine, den du . . ."

„Nein, Vater." Sie stand plötzlich auf und ging ins Haus.

Droben saß sie in ihrem Stübchen, müde, die Hände verschränkt. Und — dachte an einen, den sie seit Kindertagen heimlich im Herzen trug. An einen, der damals, als sie fast hoffnungslos im Krankenhaus lag, die gesunde Haut von Arm und Bein hergegeben hatte, um sie zu retten. Der später, als sie nach Jahresfrist wieder zur Schule kam — brennrot das halbe Gesicht, mit vielen Nähten und Narben — sie in Schutz nahm vor der unbewußt grausamen kindlichen Neugier, vor rauhen Fragen und oft vor dreistem Spott. Und jeden Buben wütend verprügelte, der ein freches Wort wagte. Und sie ungefährdet den gemeinsamen langen Schulweg und — durch die Kinderjahre führte — —

Was half's, dem Vater von ihm zu sprechen? Was half das, an ihn zu denken? Der Toni Dorweiler war damals nur ein armer Tagelöhnerssohn, der auf dem Hofe täglich das Essen für die ewig kranke Mutter holte. Und war jetzt Knecht auf dem Nachbarhofe.

Ein Knecht.

In den Büchern, die Anneke las, stand schon einmal geschrieben von einem Prinzen, der eine Schauspielerin heirate; von einem Grafensohn, der das schöne Wäschermädel freite. Aber — das wußte die erbgesessene Bauerntochter sehr wohl: der Abstand eines Prinzen oder Grafen zum armen Mädel des Volkes war nicht so groß, als der vom stolzen Bauern zum Knecht!

Da gab's keine Brücke. Das wußte sie und das wußte auch der Toni Dorweiler — dem sie seither ein seltenes Mal am Wäldchen drüben begegnet war, Sommersonntagsabends. Sie sprachen dann ein paar Worte zusammen, verlegen, unbeholfen — von der Kinderzeit, vom Stand der Felder — von fernliegenden Dingen — doch nie von der Gegenwart, nie von dem, was sie, Anneke, schamvoll in ihrem Herzen barg; was stumm aus den Augen des schlichten Knechtes leuchtete. Kaum, daß sie sich die Hand gaben — und sie sofort fallen ließen, als sei das schon ein Unrecht.

Anneke Hartwig erhob sich und trat vor den Spiegel über ihrem Waschtisch. „Ob ich noch immer so schlimm aussehe? Ein bißchen ist es abgeblaßt. Die eine Narbe ist ganz flach. Und wenn ich das Haar tief in die Stirn ziehe — —. Ach Gott, es nützt ja alles nichts. Er hat mich gern — ich fühl's. Das spürt man. Ich bin häßlich . . . aber er hat mich lieb. Und . . . es ist doch alles umsonst. Kann ja nimmer sein . . . Und das Leben ist so lang. So grau."

Sie setzte sich wieder und legte müde den Kopf auf die Fensterbank.

*

Betroffen hatte der Bauer seiner Tochter nachgeblickt. Warum ging sie fort? So ohne Grund. Er hätte noch gern länger geplaudert. Na ja — armes Ding, sie mußte verstört sein.

Er wollte sich aber von jetzt ab mehr um seinen Nestling kümmern.

Der Hartwigbauer stand auf und schlenderte langsam den Fußsteg entlang zur Füllenwiese, den Kopf voll aufgescheuchter Gedanken. Eine Weile sah er dort den drolligen Sprüngen der hübschen Tiere zu. Dann wandte er sich seufzend wieder zum Gehen.

Wer kam denn dort um die Ecke des Wäldchens? Er schirmte die Augen mit der Hand. Ja, der Toni Dorweiler! — Wo mochte

der hinwollen? Sein Häuschen drüben stand doch leer seit dem Tode der Eltern.

Der Toni war Knecht — hm, wo war's doch? Richtig, auf dem Sonneckerhof. Ein hübscher Bursche, stolz gewachsen. Und ein braver dazu. Fleißig, solide, gescheiter Kopf, Schade, daß er kein Bauernsohn war! Der Hartwigbauer hätte damals selbst gerne den Toni als Knecht gedungen. Aber der hatte es ausgeschlagen — ohne einen Grund zu sagen. Merkwürdig.

Toni Dorweiler war hergekommen. Sie tauschten den Abendgruß.

„Na, wo soll es denn hin," fragte der Bauer freundlich. Er hatte den Jungen immer gut leiden gemocht. Und gleichzeitig schoß es ihm durch den Kopf, daß Toni Dorweiler damals so bereitwillig seine Haut für das kranke Mädchen des Bauern hergegeben hatte! Gewiß, den Eltern hatte er es reichlich gelohnt. Aber der Junge selbst — der hätte doch auch wohl damals ein besonderes Andenken haben müssen! Nicht jeder tut so was.

„O — nur so ein bißchen spazieren. — Der Abend ist so schön", gab Toni zögernd Auskunft. Die Begegnung schien ihm nicht sehr lieb.

„So, so. Was trägst denn da so vorsichtig unterm Arm — wenn man fragen darf?" — Was hatte der junge Mann nur?

Verlegen nahm Toni das Etwas unter den andern Arm, murmelte irgend was. Doch dann gab er sich einen Ruck und sagte freimütig: „Ich kann's Euch zeigen, Hartwigbauer". Schlug braune Papiere zurück und hielt in seinen Händen ein aus Lindenholz zierlich geschnitztes Kapellchen. Ein wahres Kunstwerk, mit Pfeilern und Türmchen und bunt verglasten Fenstern. Zwei Türflügel gingen zurück und ließen innen einen Altar und Heiligenfigürchen sehen. Das ganze eine wunderfeine Geduldsarbeit, zu der nur unbewußtes Künstlertum oder — Liebe befähigte.

„Das ist ja was ganz köstliches, Toni!" rief der Bauer überrascht und bewunderte das feine Gebilde. „Ja, wie kommst du denn dazu? Doch nicht etwa . . ."

„Selbst geschnitzt, jawohl", nickte der nicht ohne Stolz.

Starr sah der Alte ihn an. „Bist ja ein Tausendsassa Hättest Bildschnitzer werden müssen, Junge!"

Toni schüttelte den Kopf. „Ich könnt' nicht in der Stadt sein. Bin für Bauernarbeit geboren. Aber in der Freizeit ist das meine Freude".

„Wie lang hast denn daran geschnitzelt?"

„Ein Jahr jeden Abend ein paar Stunden".

„Und wohin trägst du es nun?" Der junge Mann sah an dem Frager vorbei, zögerte, wurde rot. Sagte dann leise: „Der Anneke tät ich's gern geben. Könnt' es ihr wohl mitnehmen, Bauer? Ich brauch dann nicht . . ."

„Meiner Anneke?" Abwesend fragte es der Bauer. Zu anderer Zeit wäre er wohl hochmütig aufgefahren. Aber heute war alles so seltsam. „Meiner Anneke? — Ja . . ., aber warum . . .?"

„Weil . . ., weil's gar so arm ist", stieß der junge Mann heraus, und seine Augen wurden dunkel.

Wie angewurzelt stand der Bauer. „Du, was fällt dir ein? Meine Tochter ist nicht arm".

„Ja, arm ist sie", beharrte der Toni finster und sah den Mann fest an. „Ein armes Vögelchen".

Und der Bauer wußte, was der geringe Knecht ihm sagen wollte: Kein Heim, keine Nestwärme; ein Ueberzähliges, nach dem keiner viel fragt; armes Hascherl

Langsam lief eine dunkle Röte über des stolzen Bauern Stirn. Sprach der Toni nicht die Wahrheit? Den habelosen Knecht erbarmte das reiche arme Mädchen; er wollte ihm Liebes tun.

Dann zuckte ein sonderbarer Gedanke auf: „Toni, weshalb hast du damals bei mir nicht Knecht sein wollen? Hab dir's gut vermeint. Schlecht hättest du es nicht gehabt bei uns Sag, warum?"

„Fragt nicht, Hartwigbauer", wehrte der andere stirnrunzelnd.

„Ich will's wissen".

„Nun denn — wegen . . . Nein, ich sag's nicht", trotzte er plötzlich. „Laßt mich gehen, Bauer. Und das da, wenn Ihr's erlaubt, daß ich . . ., gebt es der Anneke. Mit einem Gruß, Soll Trost dran finden, wenn ihr mal 's Herzel zu schwer ist".

In der Seele des Bauerr ging Merkwürdiges vor sich. Der da vor ihm stand das war plötzlich kein Knecht . . ., sondern ein Mensch mit einer großen, feinen Seele. Ein Mensch voll Zartgefühl und stiller Treue.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Er fragte: „Toni Dorweiler — hast du denn etwa – meine arme Anneke gern? . . . Sie ist doch nicht — nicht schön —, ist entstellt".

„Kann sie dafür?", blitzte der Bursche den stolzen Mann an. Und der duckte sich fast unter diesem Blick. „Ihr sollt das nicht sagen Sie ist gut, Bauer. Nicht schön? Ich weiß nicht. Ich seh das nicht. Sie ist gut Sie ist ein armes Vögelchen — im Nest zuviel —. Und sie hat — schöne Augen —, Aurikelaugen —", schloß er wie träumend.

„Hast du's ihr gesagt?", fragte der alte Mann verhalten, vorgebeugt. Es wollte tagen vor seinen Augen. Sein Kind — sein einsamer Nestling — vielleicht — ein Licht glomm auf.

Da fuhr der Toni zornig auf: „Ich hab meine Ehre so gut wie ein reicher Bauer! Weiß gut, daß für einen Knecht keine Anneka gewachsen ist. Und hinterm Rücken des Vaters ihr Herzeleid machen? Nein, Hartwigbauer. So viel Ehre hat auch der Toni Dorweiler im Leib. Hab deshalb nicht auf den Hof wollen — nun wißt Ihr es. So, und nun ist's genug. Wollt Ihr das Ding mitnehmen?"

„Ich kauf es dir ab, Toni".

„Verhöhnen laß ich mich nicht, Bauer", rief Toni erbittert. Es zuckte in seinem frischen Gesicht. „Für Anneka hab ich's gemacht — aus Lieb und gutem Herzen. Das läßt sich nicht bezahlen. Lieber zerschmeiß ich's . . ."

Er hob zornig den Arm. Doch Hartwig griff nach seinem Aermel und hielt ihm die Hände fest.

„Sag noch eins, Toni: hat mein Mädel — dich auch gern?" fragte er. Und es war etwas in seiner Stimme, das den zornigen jungen Mann groß aufschauen ließ und zur Antwort zwang.

„Weiß nicht. Ja, mag sein. So was spürt man. Sie hat ja sonst niemand. Ist so arm —, ein armer Nestling"

Er riß seine rechte Hand aus des Bauern Umklammerung, um zu gehen. Doch der hielt ihn an der linken. Sein Gesicht spiegelte keinen Zorn, sondern Rührung, Ergriffenheit und . . Toni konnte es nicht deuten.

Und dann, dann traute der junge Mensch seinen Ohren nicht — stand wie erstarrt —, ungläubig –, gelähmt vor Ueberraschung —, vor Glück

„Toni Dorweiler", sagte der Hartwigbauer mit seltsamer Feierlichkeit, „Toni Dorweiler — du bist ein ganzer Kerl. Und ein guter Mensch. Ein treuer. Komm mit auf den Hof. Toni, wenn du willst — und mein Mädel dich gern hat —, sollst du Bauer auf dem Hartwighof werden!"

An diesem Abend gab es auf dem Hartwighof drei glückliche Menschen.

„Toni —" flüsterte Anneke in kaum faßbarem, zitterndem Glück, „bin ich dir denn nicht zu — zu . . ."

Er strahlte sie an. Schloß ihr den Mund. „Anneke, liebe Deern — man sieht fast gar nichts mehr. Bist zehnmal schöner als andere! Hast so liebe Augen — Aurikelsterne."

„Hab ich's gut gemacht, Anneke, mein Kind? fragte der alte Bauer froh.

„O Vater, Vater!" Sie lehnte überselig den Kopf an seine Brust.

Er streichelte sie. „Mein armer Nestling soll glücklich werden!"

Lob meines Lexikons

Was tut man, wenn einem das elektrische Bügeleisen einmal durchglüht? Einen Birka-Regler anschaffen! Wie macht man ein Metall-Service blank? Eintauchen in konzentrierte heiße Boraxlösung! Wieviel Bier wird jährlich in Deutschland getrunken? Etwa 50 Millionen Hektoliter! Wieviel Deutsche wohnen in Großstädten? An 27 %! Wie hoch ist im Durchschnitt der Baukostenanteil für Zimmerarbeit (Einfamilienhaus)? 14 %! Wieviel Beamte hat Deutschland? 1,5 Millionen! . . .

Freilich habe ich erst zwei Bände vom „Großen Herder". Also ist mir vorderhand nur dann „nichts Menschliches fremd", wenns mit A oder B anfängt. Aber das ist schon allerhand — Sie haben ja gesehen wie fröhlich ich zitiere! Seit ich mit diesem Lexikon umgehe, behaupte ich: Die Leute haben keinen Schimmer davon, daß ein Nachschlagewerk einem das Leben interessanter, leichter, weiter machen kann. Damit es andern wie mir geht erzähle ich hier davon. Wenn ich nicht recht hätte, wenn man allgemein wüßte, was aus einem Lexikon zu

Schnupfa Lotzbeck!
107 Sorten
Hersteller: Lotzbeck & Cie. Ingolstadt